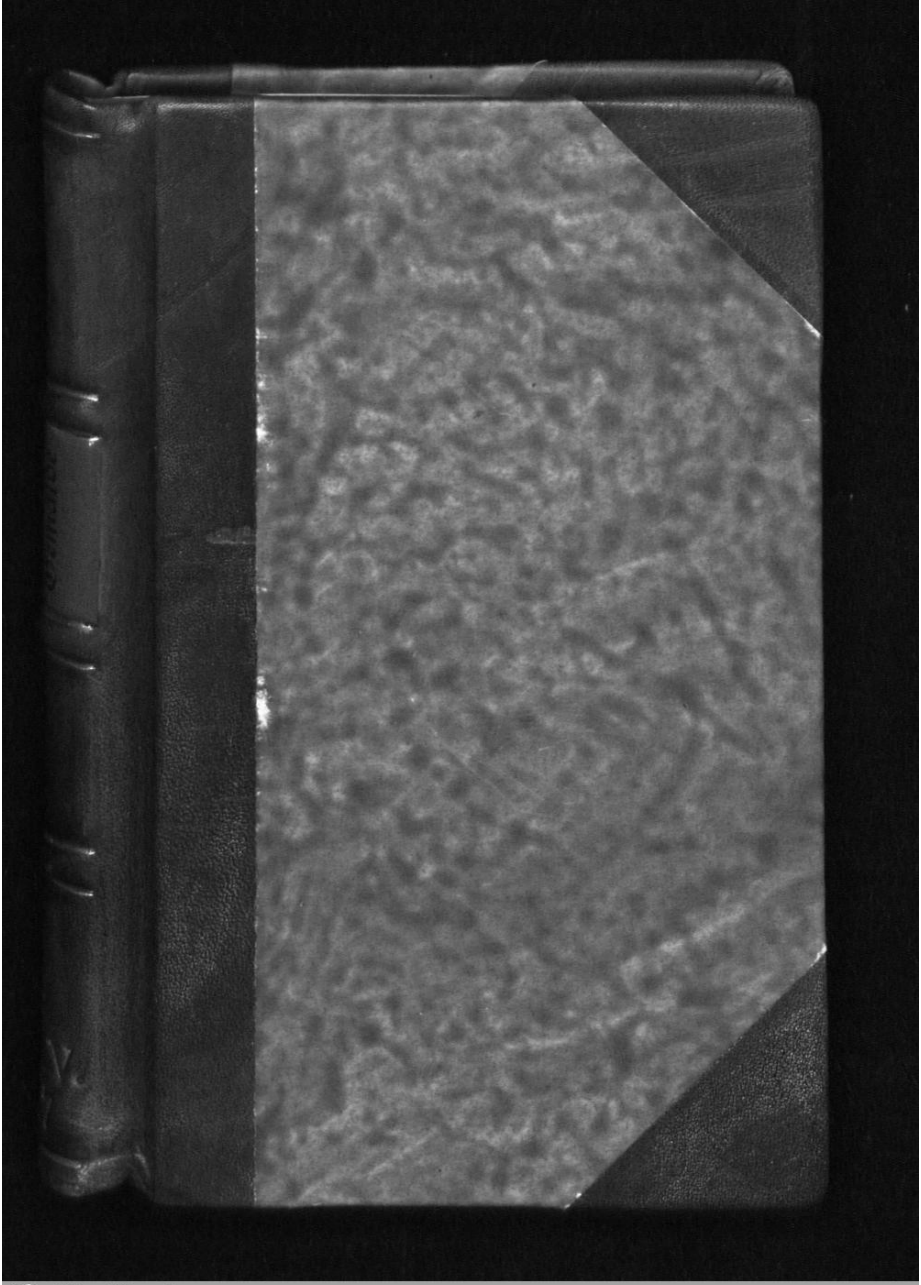


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jos. Schumacher.

DÜSSELDORFER GESCHICHTS-VEREIN

357

Nicht b. Merl

Buchungsnr
40.99 540 C 1

94/61 R

9

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gemählde

der

Kindheit und des häuslichen Glücks.

Von

Aloys Schreiber.

Düsseldorf,
bey Joh. Heinr. Christ. Schreiner.
1803.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dy D 357
730.

UNIVERSITÄTS- UND STADT-BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

An

Ihre Churfürstliche Durchlaucht

Caroline

Churfürstin von Pfalzbayern,

gebohrne Prinzessin

von

Baaden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Bilder

schönen häuslichen Glücks

und

sanfter Mutterfreuden

widmet einer Fürstin,

deren Herzen

diese Gefühle nicht fremd sind,

der die Natur

mit dem zarten Sinn

für Schönheit, Wahrheit und Güte

den schönen Beruf,

ein Volk zu beglücken, verlieh,

die

ihres Landes Müttern

Beispiel und Seegen ist,

voll Ehrfurcht

der Verfasser.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorrede.

Die kleinen Gemählde, welche ich hier ausstelle, sind zum Theil nach Jauffret copirt. Seine Charmes de l'Enfance etc. haben in Frankreich mehrere Auflagen zu einer Zeit erlebt, wo der Sinn für den ruhigen Genuß des einfachen Hauslebens nicht sehr häufig zu finden seyn mochte. Aber vielleicht waren die Szenen aus einem Alter, welches vom gesellschaftlichen

Zwang und allen gehässigen Leidenschaften so entfernt ist, besonders dazu geeignet, Menschen an sich zu ziehen, die sich aus den öffentlichen Stürmen nach einem friedlichen Asyl sehnten, und die es hier so unvermuthet bei einem Dichter fanden, obgleich manche es vielleicht noch näher hätten haben können. Auch ist wohl der Uebergang von der äussersten Frivolität zu den stillen Freuden der Natur so schwer nicht, als man beim ersten Anblick glauben möchte; je weiter der Mensch aus sich selber herausgetreten ist, desto näher kommt er sich oft selbst wieder, und ergreift willig die Hand, die sich ihm zum Führer darbeut.

Uebrigens wünsche ich nur, man möge von den Schönheiten des Originals in meinen Nachbildungen nichts vermissen, und meine Abweichungen mir nicht zur Bequemlichkeits-Sünde machen. Ich erlaubte sie mir nur da, wo in den Originalzeichnungen die Manier der französischen Schule zu sichtbar war. Meine eigenen Erfindungen mit denen des überrheinischen Dichters zu vergleichen, überlasse ich billig dem Urtheile der Kunstverständigen.

Baaden im Dezember 1802.

A. Schreiber.

Inhalt.

1. Der Knabe. — — Seite 5.
2. Ein Spaziergang. — — : 6.
3. Das Mädchen auf der Wiese. : 10.
4. Das gute Mädchen. — : 13.
5. Mutterſorge. — — : 15.
6. Ariſt. — — — : 18.
7. Adeline. — — — : 22.
8. Erwin. — — — : 24.
9. Liebe und Unſchuld. — : 30.
10. Die Erziehung. — : 33.
11. Die Erinnerungen. — : 37.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

12. An eine Mutter. — Seite 42.
13. Das Angebinde. — " 44.
14. Die Aepfel. — — " 48.
15. Die Blumen. — — " 54.
16. Häusliches Glück. — " 56.
17. Die guten Knaben. — " 58.
18. Die Akazie und der Weinstock. " 65.
19. Pauline. — — " 67.
20. Die Landschaft. — — " 72.
21. Der Schmetterling. — " 74.
22. Die Wiege. — — " 78.
23. Die Wiesen. — " 81.
24. Das Körbchen. — — " 88.
25. Der Wanderer. — " 91.
26. Das Hänflingsnest. — " 94.
27. Die schönste Blume. — " 97.
28. Die Quelle. — — " 100.
29. Der Blumenstrauß. — " 103.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

30. An ein junges Mädchen. — Seite 107.
31. Der Traum des Glücks. " 109.
32. Der Werth des Unglücks. " 117.
33. Das Lerchennest. — " 122.
34. Das Geschenk. — — " 125.
35. Die Nacht. — — " 130.
36. Die Platane. — — " 136.
37. Amor und seine Schwester. " 141.
38. Das verödete Dörfchen. " 147.

Anmerk. Ich habe eine treuere Nachbildung dieses durch seine Simplicität und Wahrheit rührenden Goldsmithschen Gedichtes versucht, als die von Bürde, der dem Reim zu viel opfern mußte.

Gemählde

der Kindheit und des häusli-

chen Glückes.

I.

Der Knabe.

Fliehe nicht, holder Knabe! Laß dich durch mich nicht in deiner angenehmen Beschäftigung stören! Fahre fort, die Blumen dieser Wiese zu pflücken, und die leichten Schmetterlinge zu verfolgen! Ach! diese harmlosen, glücklichen Tage fliehen schnell vorüber, und kehren nicht wieder.

Du lächelst mich an! Deine Seele kennt noch kein Mistrauen. Glückliches Alter, wo uns alles im Rosenlicht erscheint, alles in

der ruhigen Heiterkeit unsres Selbstes entgegenstrahlt: wo uns die ganze Natur anzieht mit sanften Banden, und wo wir in jeden Menschen einen Bruder erblicken, wo wir jedem Lächeln glauben, und jedem freundlichen Worte.

Wohl dem, der im Sturme der Leidenschaften, im Kampfe mit dem Schicksale und mit sich selbst, den Sinn für Natur und Einfalt nicht verlohren hat, der sich noch herablassen kann zu den Spielen der Kindheit, und sich noch ergötzen an den kunstlosen Ausdrücken der Unschuld und an der Offenheit der ersten Gefühle.

Wie gerne verweil ich unter euch, ihr liebenswürdigen Kleinen! Und wenn ich auch nicht mehr ganz werden kann, wie ihr, so ist es mir doch so wohl in eurem Kreise: die Bilder meiner eigenen Kindheit werden in mir lebendig, und eine freundliche Täuschung

wirft einen Schleier über die Jahre und Thorheiten des Jünglings und Mannes, und läßt mich die goldenen Scenen meines Knabenalters noch einmahl durchlaufen, läßt mich auf Augenblicke wieder Kind und glücklich werden.

II.

Ein Spatziergang.

Empfange mich, ländlicher Aufenthalt, den die einfache Natur verschönerte! — Hier ist es, wo der Mensch sich selbst wieder findet, wo er den Frieden einathmet, der ihn im Geräusche der Städte floh. — Ihr dichtbelaubten Gehölze, unter euern Kühlung wehenden Schatten werde ich das Glück umarmen. Auf diesen blumigten Fußpfaden will ich irren, unbekümmert, wohin sie mich führen: zu einer einsamen ländlichen Wohnung, oder an eine Felsenwand, wo weidende Ziegen klettern, indeß der junge Hirt das Nest des Gimpels aufsucht, oder an das dunkelbeschattete Ufer eines melancholischen Waldbachs.

Welche reitzende Gegenstände, wohin ich blicke! Hier schlängelt eine Quelle durch die Wiese, deren Blumen sich in ihr zu bespiegeln scheinen; dort bilden dichtverwachsene Baumzweige eine Laube, die keinen Strahl des Tages durchschlüpfen läßt. Etwas weiter hin hat die Natur für den müden Waller Sitze in einem Felsen angebracht, und sie mit weichem Moose bepolstert. —

Aber welch ein lieblicherer Gegenstand zeigt sich jetzt meinem Auge! Säusle sanfter, o Wind, in den Blättern der Bäume, und murmele du leiser, Quelle der Wiese! Hier schläft ein Kind auf dem Rasen. Schön, wie das Frühroth, schwebt ein Lächeln der Freude auf seinen frischen Lippen; — gewiß entschlummerte es unter den einfachen Melodieen der Vögel und dem Gemurmel des Bachs! — Wie sanft und heiter sein Schlummer ist! Neben ihm liegt eine Blumenkette, die es vermuthlich im Spiele zusammenband. Die

Schatten einer wilden Rosenhecke hüpfen auf seinem Gesichte, und die Blumen scheinen seinen zarten Mund berühren zu wollen. Die Schmetterlinge gaukeln unbesorgt um den kleinen Schläfer, der ihnen wachend doch gefährlich werden dürfte. So spielt die Unschuld unter den Blumen des Rasens, und gewahrt nicht, daß Amor neben ihr schlummert, den das Gesumm einer Fliege erwecken kann. — Schlaf, holder Knabe! Schmecke die Ruhe der Unschuld auf deinem Bette von Blumen! Athme die erfrischende Luft des Feldes! Ich will mich unterdessen an den Hag setzen, der meinen kleinen Baumgarten umgiebt, und wenn du erwachst, dich zu mir rufen, dich an dem Baum emporheben, der die ersten reifen Kirschen trägt, damit du dir die schönsten selbst von den Zweigen pflücken könnest. Wenn ich dann in deinen Augen den Wunsch lese, einige dieser Früchte für deine Mutter und Geschwister mit nach Hause zu nehmen, werde ich dir ein Armkörb-

chen damit füllen, und in deinem Lächeln die Wonne ahnden, die dein junges Herz fühlen wird, wenn du nun mit dem Geschenke in den Kreis deiner Lieben trittst.

III.

Das Mädchen auf der Wiese.

Oft gehe ich in den Frühstunden des Sommers hinaus ins Freie, um zu sehen, wie der junge Tag unter den Gesängen der Vögel erwacht, und wie die Morgenröthe ihre Rosen auf seine Wiege streut. Mein Standpunkt ist dann gewöhnlich eine geräumige Wiese, wo das Auge die freie Ansicht der östlichen Berge hat.

Eines Morgens, als ich mir dieses Vergnügen machte, bemerkte ich, nicht ohne Erstaunen, (die Sonne hatte eben erst ihren Lauf begonnen,) ein junges Mädchen von einer seltenen Schönheit, aber noch zu jung,

um schüchtern zu seyn. Sie hüpfte durch das thauigte Gras der Wiese hin, und pflückte mit schnellem Raube die schönsten Blumen, die der Frühling freigebig genug umher verstreut hatte, und legte sie sorgsam in ein Weidenkörbchen, das sie am Arme trug. Ich näherte mich ihr, und bot ihr einige Maßlieben und Schlüsselblumen mit goldenen Kelchen an, die ich von ohngefähr entdeckt, und absichtlich für sie abgebrochen hatte. Sie nahm sie mit dem süßen Lächeln der Unschuld.

Siehst du, sagt' ich, liebenswürdiges Kind, wie die Lerche sich aus ihrem Neste zwischen den Furchen des Ackers erhebt, und den Morgen begrüßt! Möchtest du mich nicht auch deine Stimme hören lassen?

Sie sang eine kunstlose Melodie, die aber meine ganze Seele bewegte. In meinem Entzücken raubt' ich einen Kuß von ihren frischen Lippen.

Gutes Mädchen, sagte ich, heiter und unbefangen sammelst du die Blumen der Flur, um vielleicht die Wohnung deiner guten Eltern damit auszuschmücken. Ach, du ahndest nicht, daß unter den Blumen oft eine Schlange verborgen liege. Auf deinen Wangen blühen noch die Rosen der Unschuld, und kein unruhiges Sehnen stöhrt den süßen Frieden deiner unbefleckten Seele. Ach, warum kann diese glückliche Heiterkeit nicht von Dauer seyn! Warum müssen Stürme kommen, und die ruhige Fläche des See's empören, in welchem sich der freundliche Himmel und die schöne Erde mit ihren Sternen und Blumen so lieblich spiegeln! — Gehe hin, holdes Kind! und dein guter Engel weiche nie von deiner Seite! Bald, ach bald! werde ich, ohne Gefahr für meine Ruhe, dir keine Maßlieben und Schlüsselblumen mehr darreichen können, und vielleicht muß ich jetzt schon den unfreiwilligen Raub büßen, den ich an den Rosen deiner Lippe beging.

IV.

Das gute Mädchen.

Die Sonne hatte die Mitte ihres Laufs erreicht, und schoß senkrecht ihre brennendsten Strahlen herab. Kein Hauch bewegte die Luft; stumm saßen die Vögel im Geblätter der Bäume, und Blumen und Pflanzen neigten schmachtend ihre Häupter.

Ein alter Landmann war auf dem Wege nach seiner Hütte, aber gebeugt von der Last des Tages und der Arbeit vermocht' er's nicht mehr, weiter zu gehen, sondern warf sich unter einer alten Ulme nieder, die mit ihren knotigen Aesten einen wohlthätigen Schatten über ihn verbreitete. Aber dieser Baum stand

einzeln in der weiten Ebene, keine Quelle rieselte in der Nachbarschaft, und der gute Greis wurde von einem glühenden Durste gequält, als ein junges Mädchen mit einem Korb auf dem Kopfe, des Wegs daher kam. — Liebes Kind, sagte der Alte, ich lese in deinen Augen, daß du gut bist, und ein so offenes Gesicht kann nicht mit Unempfindlichkeit gepaart seyn. Du siehst, wie die Hitze mich niederdrückt: gieb mir doch eine von den Birnen, die du in deinem Korbe trägst.

Das junge Mädchen gab ihm mit freundlichem Gesicht einige Birnen, und hüpfte davon, als ob sie den Dank fürchtete.

So, wenn die Erde im Brande des Sommers lechzt, wenn der Saft in den Rinden der sterbenden Bäume vertrocknet, wenn kein Lied aus den schweigenden Gebüschen ertönt, und dann schnell eine wohlthätige Wolke vom Zephir herbeigeführt wird, die sich in einen

erquickenden Regen ergießt: so scheint alsdann die Natur wieder frisch zu athmen, die Vögel hüpfen auf den Zweigen, von deren bewegten Blättern die Tropfen fallen, und die Flur lächelt der Wolke entgegen, die ihr neues Leben brachte.

V.

Mutterſorge.

Dort auf der Raſenbank unter der dichtbelaubten, ſüß duftenden Linde an der blumigten Wieſe ſitzt eine freundliche junge Mutter, mit dem Strickzeuge beſchäftigt. Sie arbeitet für ihren kleinen Erſtgebohrnen, darum blickt ſie mit ſo viel Wohlgefallen auf den Strumpf, der ſich unvermerkt unter ihren Händen vollendet. Aber auf einmal ſchaut ſie unruhig umher — eine Bangigkeit ſcheint ihr Herz zu ergreifen. Sie vermißt den kleinen Ariſtid, den ſie mit ſich auf ihr Lieblingsplätzchen genommen hatte, und der nun, wie ſie fürchtet, im Verfolgen eines Schmetterlings in einen Graben gefallen, oder im

nahen Gebüsche verirret seyn mochte. Aristid! ruft sie mit ängstlicher Stimme, wie der Vogel, der mit Nahrung für die geliebte Brut zurückkommt, und nun das Nest leer findet: Aristid, mein Kind, wo bist du! — Indem sie sich voll Besorgniß von ihrem Sitze erheben will, um den Verlohrnen aufzusuchen, fällt ein Straus von Erdbeeren in ihren Schoos; freudig erschreckt sieht sie sich um, und ihr Aristid hängt an ihrem Halse.

Ich wußte, sagte der Kleine, daß dort am Rain im hohen Grase Erdbeeren wachsen, und pflückte diesen Strauß für dich, weil du sie so sehr liebst.

Du hast mir einen Augenblick Sorge gemacht, erwiederte die glückliche Mutter, aber deine Liebe hat mir sie vergolten. Komm, laß uns theilen! Denn sonst würde mir selbst eine Frucht des Paradieses nicht schmecken.

VI.

Arist.

Seit lange hatte Arist das Glück der Menschen zum Gegenstande seiner einsamen Betrachtungen gemacht. Eines Tags, als er auf seinem Spatziergange einen abgelegenen Fußpfad einschlug, und über die mancherlei Plagen der menschlichen Gesellschaft seufzte, sah er von fern einige Kinder, die um einen alten Weidenbaum tanzten, indem sie Hand in Hand einen Kreis schlossen. Entzückt von diesem Schauspiele rief er: wie glücklich sind diese Kinder! In ihren Herzen nur ist die Freude. Sie lächeln der Natur zu, und die Natur ihnen. Sie genießen jener sanften Freiheit, die mit unsern

ersten Jahren unwiederbringlich dahin flieht, und deren Verlust uns das Leben so beschwerlich macht. Ihr Daseyn ist ein freundlicher Traum.

Sie kennen weder den beleidigenden Uebermuth, noch den kriechenden Ehrgeitz. Der Rasen, auf welchem sie spielen, die Weide, die ihnen Schatten giebt, die Quelle, die ihren Durst stillt, machen ihren ganzen Reichthum aus; sie ziehen ein Lager von Moos einem Flaumenbette vor, und die Rosenknospe einem Diamant.

Für sie bestreut der Lenz die Flur mit Blumen, für sie mahlt der Morgen den Himmel mit Purpur und den Abend mit Gold. — Liebenswürdige Kinder! wie ist euer Loos beneidenswerth! Alle Bemühungen der Kunst können uns nicht die Hälfte des Vergnügens verschaffen, welches die Natur aus vollen Händen euch darreicht.

Glückliche Wesen! Ihr schwebt am Rosenbande der Freude, wir seufzen unter den Ketten des Schicksals. Das traurige Nachdenken entfernt von uns die Scherze und das Lachen. Fürchterlich ist oft der Kampf mit unserm eignen Herzen, während noch kein Sturm die ruhige Fläche des eurigen bewegt. Die Zukunft ist euch nichts anders, als die Wiederholung einer heitern Gegenwart — für uns ist sie nicht selten das Annähern eines Gewitters.

Wenn Kinder sich zum erstenmahle auf einer Wiese, oder im Schatten eines Baumes zusammen finden, so ist im Augenblicke ihre Freundschaft geschlossen. Sie haben alles gemeinschaftlich: eines theilet mit dem andern seine Früchte, eines schöpft für das andre das Wasser der Quelle. —

Wie unglücklich sind wir! Diese Bande, die das Glück der Kindheit machen, wie fremd

sind sie unsern Herzen! Wir selbst setzen immer unersteigliche Scheidewände zwischen uns. Eigennutz und Laune und hundert menschliche Unarten machen die Menschen einander unerträglich.

Wie verschieden ist euer Loos von dem unsrigen, ihr liebenswürdigen Kleinen! Die Kindheit ist das goldene Alter des Lebens. O genießt lange eures Glückes! Ihr werdet noch immer zu früh in das traurige Alter der Vernunft treten.

VII.

Adeline.

Gelockt von der Schönheit eines heitern Sommermorgens sagte Adeline zu ihrer Mutter:

Es ist heute so schön! Laß uns einen Spatziergang auf das Land machen. Der Himmel ist so blau, die Luft so rein! Unterwegs werde ich einen Strauß von blauen Kornblumen für dich pflücken, und auf dem Dorfe lassen wir uns die frische Milch unter die Bäume ins Grüne bringen.

Kaum hatte die Mutter ihre Einwilligung gegeben, als Adeline schon, ihren Strohhut in

der Hand, eine Strecke voraus hüpfte, und in der Freude ihres Herzens bald ein Liedchen trillerte, bald mit Blumen und Bäumen plauderte. Aber ach! ihre Lust war von kurzer Dauer. Aus dem Schooße des Gebürges erhob sich eine kleine Wolke, die Vorläuferin eines Gewitters. Bald trieb der regenbringende Mittagswind dunkle Massen durch die Luft, deren Schatten furchtbar über das Feld hinflogen. Die Sonne verlosch, und wurde bisweilen nur auf Augenblicke wieder sichtbar; die Fluren entfärbten sich, und die ganze Natur fing zu trauern an. Bang und verwirrt schmiegte sich Adeline an ihre Mutter, die so zu ihr sprach:

O meine Tochter! deine Seele gleicht noch dem heitern, wolkenlosen Himmel von diesem Morgen. Vergiß nie, daß es nur einer kleinen Wolke bedarf, um den schönsten Tag in Nacht zu verwandeln, und die ganze Natur in Traurigkeit zu versenken.

VIII.

Erwin.

Es war ein schwüler Sommertag; kein Lüftchen spielte in den gelben Aehren der Waizenfelder, und verblaßt war das freundliche Grün der Wiesen. Die Blätter und Blüten der Pflanzen neigten ihre welken Häupter an den ausgetrockneten Stengeln. Entmuthet von der drückenden Hitze suchten die Vögel die dichtesten Schatten in der Nachbarschaft der Bäche und Quellen, während die Heuschrecke, dem erstickenden Brodem des Mittags trotzend, an dem halbdürren Gesträuche hing, und durch ihr heischeres, einförmiges Geschrey die einsame Ebene ermüdete.

Ach, sagte der kleine schöne Erwin, das einzige Kind Cleonens, zu sich selbst: wie herrlich mag es izt seyn, sich zu baden!

Mit diesem Gedanken verließ er das Dorf, und ging allein längs einem kleinen Waldbache hin, dessen kühles Gewässer sich still und friedlich durch ein einsiedlerisches Thal ergoß. Blühenden Hollunder, Haselstauden mit Früchten beladen, und flüsterndes Schilf machten an beiden Seiten des Ufers ein dichtes Gehäge. Ueber dieses Gesträuch erhob sich der Feigenbaum mit seinen breiten glänzenden Blättern, die zitternde Espe, der fleckigte Ahorn und der freundliche Kastanienbaum. Sie vermählten hier ihre Zweige, und bildeten über dem Spiegel des Wassers ein Laubgewölbe, welches nur ein wohllüstiges Halbdunkel durchlies. Wilde Weinstöcke mit jungen Trauben und blühender Epheu rankten sich um die Stämme und Aeste der Bäume, und schwebten, wie Blumenketten, in

diesen Gewölben, wo sie ohne Aufhören von einem leichten Zephyr bewegt wurden. Die Vögel, überrascht, an diesem Zufluchtsorte den belebenden Odem des Frühlings wieder zu finden, fühlten neuerdings den geheimen Zug der Liebe, und verfolgten sich von Zweige zu Zweige, als ob es in den ersten Tagen ihrer Liebe wäre. Der friedliche Bach spiegelte in seinem Gewässer das grüne Gewölbe, welches sein Antlitz beschattete, und das Wanken der Blätter, und die kleinen Spiele der unschuldigen Vögel.

Erwin konnte, um sich zu baden, keinen einsamern Ort wählen. Er warf seine leichte Kleidung von sich, aber sein junges Herz zitterte, als er sich nun nackt erblickte. Er setzte sich auf den weichen Rasen, und tauchte zuerst ganz schüchtern einen Fuß in das Wasser. Die Kühle verursachte ihm einen angenehmen Schauer. Kühner warf er sich itzt ganz in den Fluß, dessen sanfte durch-

fichtige Wellen mit Vergnügen um die weis-
sen Hüften des Knaben zu spielen schienen.
Erwin schwamm, wie die Fabel den Amor
mahlt, der nach der Grotte einer Najade ru-
dert; er hielt nur den Kopf über dem Was-
ser — ein frischeres Roth färbte seine Wan-
gen, und ein Lächeln schwebte um seinen halb
geöfneten Mund. Seine Haare, an Farbe
der Haselnuß gleich, wenn sie ihre äussere
Schaale abgeworfen hat, hingen in mahleri-
scher Unordnung um seine heitere Stirne,
und fielen in natürlichen Locken um seine schö-
nen Schultern.

Cleone bemerkte unterdessen die Abwesen-
heit ihres Kleinen, und suchte ihn an allen
Bächen und in allen Gehölzen. Wenn sie von
weitem jemanden auf dem Felde erblickte, so
rief sie ihm zu, und fragte nach ihrem Er-
win — aber niemand wollte von ihm wis-
sen.

Von ihrer zärtlichen Unruhe geführt, kam sie zuletzt in das einsiedlerische Thal. Indem sie längs dem Ufer des Waldbaches hinging, bemerkte sie durch das Gebüsch Kleidungsstücke, die an einer Haselstaude hingen. Sie trat näher hinzu, und erkannte die Kleider ihres Erwin. Ha, hier also treffen wir uns! sagte sie. Zu gleicher Zeit rief sie: Erwin! — Erwin erkannte die Stimme seiner Mutter; sein Herz fing an gewaltig zu pochen, das Gefühl seiner Schuld und der Anblick seiner Nacktheit drückten so schwer auf ihn, daß er weder den Muth hatte, hervorzugehen, noch zu antworten; doch schleicht er sich endlich leise ans Ufer, und verbirgt sich im hohen Schilfe, und hier, unbeweglich und sprachlos, die Augen am Boden geheftet, wünscht er das Geblätter, das ihn umgiebt, noch zehnmahl dichter.

Himmel! rief Cleone, in banger Unruhe; er antwortete nicht! O ich elende Mutter!

Welches Unglück hat ihn betroffen! Erwin, mein einziges Kind, du hast also in den Wellen dein Grab gefunden!

Mutter, Mutter, hier bin ich! rief Erwin, indem er aus seinem Schlupfwinkel hervortrat! Ach, ich habe dich betrübt, ich werde Mühe haben, es gut zu machen: aber entziehe mir deine Liebe nicht! ich werde dir nie, nie wieder eine Sorge verursachen.

Cleone vergaß alles bey dem Anblicke ihres Kindes. Sie schloß den Knaben in ihre Arme, und ihr Auge voll Liebe sagte, daß er Verzeihung in ihrem Herzen gefunden habe.

IX.

Liebe und Unschuld.

Unter den Kindern seines Alters zeichnete Emil die blondlockigte Aline aus. Dieses junge Mädchen, schön wie die aufbrechende Rose, und bescheiden wie das verborgene Veilchen, war nicht gleichgültig gegen den Vorzug, den Emil ihr gab. Sie trug mit Vergnügen den Strauß von Rosen oder Kornblumen, den seine Hand für sie gepflückt hatte, und ging nicht selten, wie von ohngefähr, nach dem Gehölze, oder längs dem Flusse, wo sie ihn zu finden hoffen konnte. Bisweilen zeigte ihr Emil im Scherz seine verschlossene Hand, und wenn sie eine Weile gerathen hatte, was er wohl darin verborgen

haben möchte, flog ihr eine Wolke von Rosenblättern ins Gesicht. Manchmahl erklomm er schroffe Felsen und abschüssige Berge, um für sie Haselnüsse oder Erdbeeren zu suchen, und was sonst die Jahrszeit gab. Schüchtern hielt ihm dann Aline die Wange hin, damit er sich seinen Lohn nehmen möchte, den süßesten, den die Liebe geben und empfangen kann. Uebrigens hatten die beiden Kinder kaum zehnmal die Wiesen grünen gesehen; — Emil machte gar kein Geheimniß daraus, daß er Alinen gut, sehr gut sey; aber Aline stimmte nie in Emils Lob ein, wenn unter ihren Gespielen die Rede von ihm war.

Eines Tags fand ihr Vater sie beisammen. Lächelnd sagte er: Nun, Emil! mir scheint, als ob du meine Aline liebtest?

Gewis liebe ich sie, erwiederte Emil ganz unbefangen.

Und du, meine Tochter! liebst du auch den Jungen da?

Verwirrt und erröthend schlug das Mädchen die Augen nieder, und schwieg. Ha, sagte Emil, wenn sie allein mit mir wäre, so könntest du hören, daß sie mich so sehr liebt, als ich sie.

Bey diesen Worten brannte ein hohes Feuer auf Alinens Wangen; ihr Vater sagte mit freundlichem Ernste: Liebt euch immerhin, meine Kinder, so lange die Unschuld der Schutzgeist eurer Liebe ist.

X.

Die Erziehung.

Ariston und seine Gattin Elmire hatten aus Neigung für das Landleben die Stadt verlassen und sich in einer abgelegenen, aber fruchtbaren und mahlerischen Gegend eine kleine Meierei gekauft. Hier flossen ihnen ihre Tage unter abwechselnden ländlichen Beschäftigungen hin. Allmählig wuchsen auch ihre Kinder — ein Knabe und ein Mädchen von schönen Hoffnungen heran, und forderten eine größere Sorgfalt und Aufmerksamkeit ihrer Eltern.

Eines Morgens saß die glückliche Familie unter dem Dache von Rebenblättern in ihrem Garten, als Ariston das Gespräch auf die Er-

ziehung seiner Kinder leitete. Unser Eduard, sagte er, ist nun bald sechs und unsere Theodore fünf Jahre; — es ist die Zeit, wo die Natur selbst an der Entwicklung der zarten Kinderseele arbeitet, und wo wir ihr um so mehr hülfreiche Hand bieten müssen. Ich fürchte denn doch, daß wir auf dem Lande einiges entbehren, was zur Erziehung und zum Unterrichte nothwendig seyn dürfte.

Ich bin dieser Meinung nicht, versetzte Elmire; was wir thun können, ist — unsere Kinder mit Gegenständen des Guten und Schönen umringen, und das Uebrige dem überlassen, der jegliches Menschenherz zur Wahrheit und Liebe gebildet hat. Ich werde meine Kinder zu den Beschäftigungen des Landmanns führen und sie lehren, daß der Mensch zur Arbeit bestimmt ist und die Erde nichts ohne Mühe giebt. Der Auf- und Untergang der Sonne, der gestirnte Himmel, der wandelnde Mond werden mir Gelegenheit geben,

sie für die Schönheiten der Natur empfänglich zu machen und in ihren Gemüthern die Empfindungen des Danks und der Anbetung gegen den Schöpfer zu erwecken. Ich werde ihnen die Wunder der Natur zeigen, die den Baum schon in den kleinen, kaum bemerkbaren Keim gelegt hat und aus dem verwesten Fruchtkorn goldene Erndten hervorruft; ich werde ihnen zeigen, was der Mensch vermag, der seine Kraft braucht, wie er den Felsen Fruchtbarkeit abzwingt und dem Grimm der Elemente Schranken setzt. Aber mehr als alles dies wird die Liebe, die Eintracht, die Ordnung, die Reinlichkeit, der stille, heitere Genuß unsres Daseyns — mit einem Worte, das schöne Beispiel des elterlichen Hauses wird mehr als Bücher und Unterricht dazu beitragen, ihre Herzen rein und offen zu erhalten und die schöne Stimmung in ihnen hervorzubringen, die allein zum häuslichen Glücke führt — und jedes andre ist nicht der Mühe werth, daß man sich dabei verweile.

Ariston umarmte seine Gattin mit freudiger Rührung. — Du hast recht, sagte er! Der beste Unterricht und die beste Erziehung sind das Beispiel tugendhafter Eltern.

XI.

Erinnerungen.

Verbreite deine schützenden Schatten um die ländliche Wohnung meiner Voraltern, alter Lorbeer, dessen starke Aeste sich so majestätisch erheben und ihre Zweige, mit ewigem Grün bekleidet, weithin ausstrecken. Ein Schauer von Ehrfurcht wandelt mich an, indem ich, in melancholische Betrachtungen verloren, dieses erhabene und stolze Gewölbe betrete, welches sein durch die Zeit ausgehölter Stamm trägt.

Mögen Dichter, von alten Sagen begeistert, die berühmten Lorbeern besingen, die das thessalische Wunderthal beschatten, oder

an den Ufern des Peneus Lustgänge bilden. — Alter Lorbeer, den die Hände meiner ehrwürdigen Vorältern pflanzten, dich feiert mein Herz! Deine dunkeln Zweige verbreiten Schwermuth über mich und durchdringen mich mit einem geheiligten Schauer!

Unter deinem unverwelklichen Laubdach ruhten hiebevor die theuren Urheber meines Lebens. Hier, von einerlei Freude und Hoffnung bewegt, beschäftigten sie sich mit meinem Glücke, und während sie über meine künftige Bestimmung zu Rathe gingen, schwang ich mich, ein Nebenbuhler der Vögel, auf diese Zweige, und grub in die gelehrige Rinde mancherlei Zeichen ein, als Denkmal meiner kindlichen Liebe. Bemerkte ich bisweilen von meinem Baumsitze die Unruhe einer Mutter über meine Verwegenheit, so rühmt' ich ihr meinen Muth, meine Gewandheit, und warf ihr lächelnd einen Straus von Blättern und Blüten in den Schoos.

Allzurührende Erinnerungen! Ihr macht gegenwärtig meine Thränen fliessen! Ach, dieser so gute Vater, diese so gefühlvolle Mutter, die ich grenzenlos liebte, wurden mir zu gleicher Zeit entrissen. Eines konnte das andre nicht überleben. Ihr frühes Hinscheiden hat einen Trauerflor über die ganze Gegend verbreitet, die ihre Gegenwart erheiterte und ihre Tugenden verschönerten. Meine Thränen sollen auf den Rasen fließen, auf welchem sie mich so oft umarmten; und seufzend will ich die Wiesen und die Schattengänge durchwandeln, wo ich so oft an ihrer Hand hüpfte. — Doch nein! Hier neben dir, alter Lorbeer, will ich meinen Gram aushauchen, die Erinnerungen, die du in mir hervorrufst, stimmen mein Herz zu frommen Gefühlen. Mich dünkt, euch hier wieder zu finden in diesen unvergänglichen Schatten, ihr theuern Urheber meiner Tage! Eine sanfte Täuschung gewährt mir auf einige Augenblicke den Genuß eurer Gegenwart.

So glaubte das Alterthum, daß schützende Genien die Bäume und die geheiligten Haine bewohnen.

XII.

An eine Mutter.

Junge, freundliche Mutter, liegt dir das Glück des sanften Geschöpfes, das auf deinem Schooße schlummert, am Herzen, so fliehe mit ihm die verpestete Luft der Stadt, den Lärm der Thorheit und Eitelkeit, gehe auf das Land, wo reinere Lüfte wehen, wo die Natur im wechselnden Tanze ihrer Jahreszeiten hundert reitzende Gegenstände vor dir entfaltet, und wo die Bilder des Schönen sich in der zarten Seele des Kindes unauslöschlich abdrücken.

Wie glücklich ist das Loos eines Landkindes! Wenn die Sonne ihre lieblichen Strah-

len herabschießt, steht seine Wiege im summenden Schatten eines alten Nußbaums, an einer murmelnden Quelle; die sorgsame Mutter sitzt daneben und wehrt mit einem Zweige die schwärmenden Mückchen von ihm ab.

Die Luft ist durchwürzt mit der Ausdünstung der Pflanzen und der Blumen, in den Aesten der Bäume singen Vögel, der erfrischende Schatten und das Gesäusel in den Blättern führen den sanftesten Schlummer herbei.

Allmählig entwickeln sich die Glieder des Kindes. Es unterscheidet die Gegenstände; — vom Schooße seiner Mutter streckt es die Händchen nach dem purpurnen Apfel aus, oder nach der goldenen Traube, die am Geländer vor der ländlichen Wohnung reifen. Es fängt an zu stehen, zu gehen, zu plaudern. Welche Seligkeit für das Herz einer gefühlvollen Mutter, wenn es zum erstenmah-

le mit noch schüchternem Fuße auf der Wiese hinwandelt und unter fröhlichen Ausrufungen die bunten Blumen pflückt! Wenn es lächelnd den regellos gemischten Straus der Mutter entgegen bringt! Wenn es ein Lämmchen verfolgt, das mit der Schelle am Halse im Grase hüpft, oder die junge Ziege zum Zweikampfe herausfordert!

Gesundheit röthet seine Wange, eine Folge der einfachen ländlichen Nahrung und des Lebens in der reinen, freien Luft. Ein Bad in der frischen Quelle giebt dem jugendlichen Körper Kraft und Festigkeit. Der Anblick des ländlichen Fleißes, der Genügsamkeit mit einem kleinen Glücke, die Beispiele von Liebe und Vertrauen unter Menschen, welche von den Pfaden der Natur noch nicht abgewichen sind — dies alles wirkt mächtig und wohlthätig auf die junge Seele, und wird durch kein Lehrbuch der Moral, durch kein pädagogisches Triebwerk ersetzt.

XIII.

Das Angebinde.

Elmirens Namenstag nahte heran. Ihre beiden Töchter, noch in der ersten Blüte, und schön, wie aufknospende Zwillingsrosen, sannen in aller Stille darauf, die geliebte Mutter mit einem Angebinde zu überraschen. Aline war ein Jahr älter, als Rosalie; lebhaft und frohsinnig glich sie der jüngsten der Grazien; aber Rosalie war einfach und sittsam, wie eine Hirtin der Flur.

Nun wollen wir sehen, sagte Aline, welche von uns beiden den feinsten Geschmack habe? In unserm Garten und auf unsern Wiesen eifern tausend Blumen um den Vorzug

der Schönheit und Frische: Jede wähle sich eine darunter und überreiche sie der Mama zum Strauß.

Nachdem sie beide hierüber eins geworden waren, gingen sie jedweden Morgen, eine jede für sich in den Garten und auf den Wiesen umher; alle Blumen schienen ihnen zuzulächeln und um ihren Beifall zu buhlen. Aber, dem flatterhaften Schmetterling ähnlich, hüpften sie von einer zur andern und ihre Unentschlossenheit vermehrte sich täglich.

Unterdessen mußten sie sich doch zu einer Wahl bequemen; allein sie thaten damit so geheimnißvoll, als ob es die wichtigste Sache von der Welt betroffen hätte.

Der Augenblick kam heran, wo sie die Blumen überreichen mußten. Aline näherte sich ihrer Mutter mit einem zufriedenen Lächeln, in der Hand eine frisch aufgeblühte Rose tragend.

„Gute Mutter, sagte sie, von allen Blumen der Flur bringe ich dir die schönste und wohlriechendste. Diese sanfte Rose bist du, und diese Knospe hier unten ist deine Aline!"

Rosalie glaubte sich in diesem Augenblick übertroffen, und verlor alle Hoffnung. Schüchtern trat sie näher, und sagte mit bewegter Stimme:

„O Mama, siehe hier mein Angebinde! Es ist freilich unbedeutend, aber ich wählte das Geisblatt, weil es sich an den Stamm der Bäume schmiegt, wie ich mich so gern an dich schmiege."

Zu gleicher Zeit schlang sie ihre Arme um ihre Mutter, und weinte Thränen der Liebe und der Freude.

Mit Wohlgefallen hatte Elmire die Rose hingenommen, mit Rührung empfing sie

das Geisblatt. Sie drückte Rosalien an ihre Brust, und Thränen glänzten in ihren Augen.

Aline, ein wenig eifersüchtig auf diesen Vorzug, fragte die Mutter, ob sie denn die schöne Rose dem Geisblatt nicht vorziehe?

„Meine Kinder, versetzte Elmire, eure Geschenke sind mir gleich werth. Du, Aline, zogst bei der Wahl auch den Geschmack zu Rathe, Rosaliens Hand wurde blos von ihrem Herzen geleitet."

Dies sagend wand sie das Geisblatt um die Rose, steckte den Straus vor sich, und setzte hinzu:

„Seht, so vereint, wie euer Angebinde, trag ich euch beide in meinem Herzen."

XIV.

Die Aepfel.

Gebückt über das blumigte Ufer eines klaren Bachs lächelte die kleine Egle ihre aufblühende Schönheit an. Der freundliche Abendhimmel mit seinem purpurnen Gewölk und das schwankende Laubwerk spiegelten sich in der durchsichtigen Fläche, allein das holde Mädchen sah unverrückt gerade vor sich hin. Ihre rothen Lippen, ihre blühenden Wangen, ihre braunen Haare, die nachläßig auf ihr weisses Gewand fielen, und ihr Kranz von frischen Blumen — ihre ganze Gestalt und ihr ganzer Anzug beschäftigten sie eines um das andre. Mit naiver Selbstgefälligkeit bewunderte sich das Mädchen, gleich der auf-

brechenden Rose, die beim Hauche des Windes sich über eine Quelle neigt, dann stolz auf ihre Schönheit ihr Haupt empor hebt, und dann sich wieder bückt, um sich noch einmal zu bewundern.

Während Egle so ihre Blicke auf den Wasserspiegel heftete, fiel ein Apfel in das Wasser und benetzte ihr schönes Gesicht mit einem leichten Regen.

Was war das? sagte sie, indem sie die Augenlieder mit der kleinen Hand trocknete. — Ach, ein Apfel! Er ist roth, wie meine Wangen. — Da schwimmt er hin und her.

Zu gleicher Zeit erhob sie sich, brach einen Zweig ab, leitete damit den Apfel ans Ufer, und hüpfte vor Freude, als sie ihn aus dem Wasser zog. Jetzt setzte sie sich auf einen bemoosten Stein, um ihre Beute so recht behaglich zu verzehren.

„Kleiner Apfel, sagte sie ganz treuherzig, ich darf dich ja wohl essen, wenn gleich der Baum da, der dich trug, nicht meinem Vater gehört. Da dich der Wind einmal in den Strom geworfen hatte, so würdest du, wer weiß, wohin geschwommen seyn, und für den alten Sophron, dessen Eigenthum der Baum ist, wärst du doch verloren. Laß sehen, ob du so gut als schön bist!"

Der Apfel war noch nicht ganz verzehrt, als ein zweiter gerade in ihre Schürze fiel. Die Kleine, verwundert über das günstige Spiel des Ohngefährs, überließ sich neuerdings der Freude.

Indem sie den Apfel noch betrachtend in der Hand hielt, rauschte zu ihren Füßen ein Zweig nieder, den drei Aepfel schmückten. Etwas betroffen sah sie aufwärts, und erblickte im dichten Laubwerk den kleinen Irin. Dies war ein Knabe, schlau, wie Amor,

aber auch lose und schelmisch, wie dieser. Weniger schüchtern als Egle war er unter die Bäume des alten Sophron gekommen, nicht um sich unschuldig zu ergötzen, sondern um den Aepfeln den Krieg anzukündigen. Als er Eglen über den Bach gebückt sah, warf er einen Apfel ins Wasser, um ihr Gesicht zu besprützen. Die Ueberraschung des Mädchens, ihre Treuherzigkeit und ihr naives Selbstgespräch machten ihm nicht wenig Vergnügen.

Egle, als sie ihn sah, konnte ihre Verwirrung nicht bergen. Sie erröthete und schlug die Augen nieder. Irin seiner Seits, ein wenig beschämt über die Rolle, die er vor ihr spielte, fragte sie sanft und mit vertraulichem Tone, „Egle, sind sie gut?" — Bei diesen Worten hing er sich an einen schwankenden Ast, und ließ sich an Egle's Seite zur Erde nieder.

In demselben Augenblicke erschien Sophron, der Eigenthümer des Baums, ehrwürdig durch sein Alter und seine bewährte Redlichkeit. Bei seinem Anblick wurden die beiden Kinder über und über roth, und wollten entfliehen.

„Was habt ihr, meine Kinder, sagte der ehrliche Landmann zu ihnen? Warum schlagt ihr die Augen nieder, und seht so verwirrt aus? Kamt ihr blos des Schattens wegen hierher, oder auch um der Aepfel willen? An Irin würde mich dies nicht wundern, aber du, Egle, die du schon zehn Jahr alt bist, wie kommst du mit deinem unschuldigen Gesichtgen in die Gesellschaft dieses Springinsfelds?"

Egle konnte kein Wort hervorbringen! Thränen verdunkelten ihr schönes Auge. Irin, gerührt durch diesen Anblick, rief: „Sie hat keine Schuld! Ich, ich allein holte die Aepfel vom Baume."

Hierauf erzählte er dem Greis die ganze Geschichte, und rechtfertigte die kleine Weinende vollkommen.

Sophron lächelte, und nachdem er sie beruhigt hatte, füllte er ihre Schürze mit den schönsten Aepfeln seines Baums.

Leise und schüchtern dankte ihm das Mädchen, und sagte mit liebenswürdiger Offenheit:

„Wenn ich künftig Aepfel ins Gras oder in den Bach fallen sehe, werde ich keinen mehr berühren. Es könnte wieder ein loser Junge auf dem Baume sitzen, und sein Spiel mit mir haben wollen.“

XV.

Die Blumen.

An einem mit Bäumen bewachsenen Hügel, nicht weit von ihrer ländlichen Wohnung, saß Melite, mit dem Strickzeuge in der Hand, und beobachtete ihre Kinder — einen Knaben von sechs und ein Mädchen von neun Jahren, die in einiger Entfernung Blumen sammelten. Jetzt kamen beide auf die Mutter zugesprungen, der Kleine den Hut voll Schlüsselblumen, das Mädchen einige Veilchen in der Hand.

Meine Blumen sind doch schöner, und ich habe ihrer weit mehr, als Euphrosyne, sagte der Knabe.

Aber die meinigen riechen angenehmer, erwiederte das Mädchen. Ich bin nun einmal den stolzen Schlüsselblumen gar nicht gut. Sie überdecken einen ganzen Hügel, als wenn sie den Vorrang vor allen übrigen verdienten, und sind doch leer an Geruch. Da lobe ich mir die bescheidnen Veilchen, die sich verbergen, aber die Mühe des Suchens mit den süßesten Düften lohnen.

Du hältst also die Veilchen für ein Sinnbild der Bescheidenheit, fragte Melite ihre Tochter?

„Sind sie es denn nicht?"

„Sich verbergen, um gesucht zu werden, ist eben sowohl Eitelkeit, als sich vor Jedermanns Augen zur Schau stellen."

XVI.

Häusliches Glück.

Reinlich ist der Heerd, und hell lodert das Feuer empor. Ein ländliches Mahl steht auf dem Heerde. Theon sitzt in seinem Lehnstuhl, glücklich, wie Menschen es selten sind. Neben ihm sitzt seine Stella, das holde, sinnige Weib, das er erst als Gattin heimführte, ihr Haupt an seine Schulter gelehnt, ihre Hand in der seinigen. Zu seinen Füßen liegt sein treuer Hund, in harmloser Ruhe hingestreckt, und ein Kätzchen wärmt sich, bisweilen leise murrend, an der Flamme des Heerdes. Theon drückt die Hand seiner Stella an sein Herz; — sie blickt ihm liebevoll ins Auge, und ihre Lippen begegnen sich.

Ihr Unsterblichen, ruft Theon, ihr gabt mir eurer Geschenke Bestes, ein edles Weib zu einem kleinen Glücke und zu dem reinen heitern Sinn für alles, was eure Erde Schönes und Gutes hat. Erhaltet mir dieses, und ihr sollt nie mehr eine Bitte von mir hören.

XVII.

Die guten Knaben.

Eines Tags wandelte ich am Ufer des Flusses hin, auf einem Wege, den ich noch nie gegangen war. Er führte mich in ein romantisches Thal, wo die Natur Schönheit und Schrecken vereinigt hatte. Gezackte Felsen erhoben sich zu beiden Seiten, ihre Häupter waren mit Fichten gekrönt, und hier und da hing eine zitternde Birke aus den Ritzen. Zwischen Granitblöcken rauschte ein Waldbach. Ich stieg mit Mühe einen Pfad hinan, welcher zwischen zwei Felsen durchführte; hier erweiterte und verschönerte sich das Thal — an die Stelle der Wildniß trat eine fruchtba-

re Landschaft. Blumigte Wiesen, ein Kornfeld und eine Hütte unter Obstbäumen zeigten dem Wanderer den Aufenthalt des Fleißes und der Zufriedenheit.

Unter einem Nußbaume fand ich zwei muntre, schöne Knaben bei einer Ziege. Der eine hielt sie beim Horne, während der andre sich Mühe gab, sie zu melken.

Ich wußte wohl, daß wir es nicht können, sagte der eine zum andern.

Werden denn eure Ziegen nicht zu Hause gemolken, fragte ich sie?

Das wohl, versetzte der älteste Knabe, aber unsre Eltern sind nach der Stadt gegangen, und dort drüber in jenem Häuschen wohnt ein armes, kränkliches Mütterchen, dem wir die Milch bringen wollten.

Mir fällt etwas ein, sagte der jüngere; die Frau versteht gewiß eine Ziege zu melken; wir wollen sie ihr hinüber führen.

Der Auftritt machte mir nicht wenig Vergnügen, und ich beschloß dem kleinen Zuge zu folgen. Da die Ziege störrisch war und nicht gehen wollte, so legte ich mit Hand an, und wir brachten sie endlich zu der Hütte. Vor der Thüre saß ein altes, abgelebtes Mütterchen, und sonnte sich. Das Anerbieten der Knaben schien sie zu rühren, aber sie nahm es nicht an.

Die Milch dieser Ziege gehört euern Eltern, sagte sie, und ihr dürft nichts verschenken ohne ihren Willen.

Unsre Eltern wollen ja, daß wir Gutes thun sollen, fiel der ältere Knabe ganz ungeduldig ein.

Ich suchte die Frau zu beruhigen, indem ich ihr versprach, bis zur Zurückkunft der Bauersleute zu verweilen, und ihnen die Milch zu bezahlen.

Ich kann den Ausdruck des Vergnügens in den Gesichtern der beiden Knaben nicht beschreiben, als die Frau jetzt von der Milch der Ziege nahm, und trank. Der Jüngere sammelte von den Kräutern, welche das Thier am liebsten fraß, als wollte er ihm vergelten, daß es das gute Mütterchen erquickt hatte.

Unterdessen kamen die Eltern der Knaben über die Wiese her. Jubelnd hüpften die Kleinen ihnen entgegen, und erzählten, was sie gethan hatten, und wie ein fremder Mann der Alten versprochen hätte, die Milch zu bezahlen.

Ich näherte mich den guten Leuten; der Mann bot mir traulich die Hand, und nö-

thigte mich in seine Wohnung. Es war der Tempel der Zufriedenheit. Ich verglich das redliche Paar mit Philemon und Baucis, sie waren aber noch glücklicher als jene, denn sie hatten Kinder, die ihrer werth waren. Ja, sagte ich zu mir selbst, die Spuren des goldenen Zeitalters sind noch nicht ganz von der Erde verwischt! Diese braven Leute werden ihren Kindern ihre patriarchalischen Sitten zum Erbtheil hinterlassen, und der Wanderer, der zu ihnen sich verirrt, wird gestärkt in seinem Glauben an Tugend von dannen gehen.

XVIII.

Die Akazie und der Weinstock.

An einem heitern Frühlingsmorgen befand sich Theodor mit seiner Tochter in dem Holze seines Meierhofs. Dort sah er eine Akazie in ihrem schönsten Wuchse. Ein schwacher wilder Weinstock hatte sich um ihren Stamm geschlungen, und seine Zweige waren schon mit den Zweigen der Akazie völlig verflochten.

Wie lehrreich doch oft die Natur selbst in ihren Spielen ist, sagte Theodor! Der eine scheint da zu seyn, um den andern zu tragen. Was würde auch aus dem schwachen

Weinstock werden, wenn ihn der stärkere Baum nicht unterstützte!

Die holde Fanny bemerkte den Ernst des Vaters, und sagte:

Warum betrachtest du diesen Baum und diesen Weinstock so aufmerksam, mein Vater? Dergleichen sehen wir ja täglich.

Du bist es, mein Kind, die mir diesen, sonst so gleichgültigen Gegenstand, in diesem Augenblicke so anziehend macht.

Ich, mein Vater, fragte sie verwundrungsvoll?

Du. Sieh, wie der Akazienbaum den jungen zarten Weinstock so willig trägt! Das bin ich, dein Vater, der dich so oft in seinen Armen trug, dich noch so oft auf seine Knien setzt, und an sein Herz drückt; der, mit einem

Wort, dein Schutz ist, und deine Stütze.— Dieser Weinstock, der sich so traulich an die Akazie schmiegt, bist du. Wie du um mich deine Arme schlingst, wenn du mir sagst, daß du mich lieb hast, so windet er seine Arme um den Baum, der sein Freund, sein Beschützer ist. — Merke wohl, liebe Fanny! beide ziehen sie ihre Nahrung aus einerlei Erdreich, an einerlei Stelle. Der Thau des Himmels kann nicht auf den einen fallen, ohne auch den andern zu befeuchten. Von der Wurzel bis zu den Zweigen sind sie vereinigt, und diese Vereinigung nimmt noch zu durch ihr Wachsthum. Künftigen Sommer wirst du sehen, wie ihre Blätter, Blüten und Früchte untereinander gemischt sind. Dann wird der Geruch des Weinstocks mit den Düften der Akazienblüte von unserer Einigkeit und unzertrennlichen Liebe ein noch rührenderes Bild abgeben. — Dieser Baum soll nie umgehauen werden. Ich weihe ihn heute zum Denkmal unserer Liebe, und gebe ihm deinen Namen. Jährlich wollen wir

in seinem Schatten ein Fest begehen, das Fest der Familienliebe. —

Fanny warf sich in die Arme ihres Vaters, und beide fühlten ganz das Glück, sich einander anzuhören.

XIX.

Pauline.

Unter einem Nußbaum, in dessen Zweigen kühle Abendwinde säuselten, nicht weit von ihrer ländlichen Wohnung, saß Pauline an der Seite ihrer Mutter und betrachtete die untergehende Sonne, wie ihre Scheibe immer größer und größer wurde, bis sie zuletzt, strahlenlos, ganz schnell hinter die Berge versank. Jetzt fing im benachbarten Gehäge eine Nachtigall zu schlagen an. Liebe Mutter, sagte Pauline, erlaube mir, mich sachte dorthin zu schleichen, wo die Nachtigall sitzt, um ihre lieblichen Töne näher zu hören.

Als die Mutter es bewilligt hatte, ging das Mädchen mit leisem Schritte auf den Ort zu, wo der Gesang herkam. Bald am Ende des Gehägs stand sie still. — Das Vergnügen, der freundlichen Sängerin nahe zu seyn, und die Furcht, sie durch das mindeste Geräusch vielleicht zu verscheuchen, regten sich zugleich in ihrem Herzen. Nein, weiter will ich nicht gehen, sagte sie! — Wie sanft und einfach sind diese Töne, und wie bewegen sie die Seele! Dieser Vogel fühlt, was er singt. Ich könnte aber doch noch einen Schritt vorwärts thun. — Ach, er hat mich bemerkt, er schweigt. — Warum bist du so scheu, holder Vogel? Ich verlange ja nichts, als dich zu sehen. O wenn du Paulinen kännteſt, du würdest kein Mistrauen in sie setzen. Laß mich dir immer näher kommen, ich werde dir kein Leid zufügen.

Indem Pauline dies sagte, flog der Vogel davon. Er ließ sich auf einer entfernten Hecke nieder, und fing dort seinen Gesang wieder an.

Pauline ging ihm behutsam nach, und hörte ihm mit neuer Bewunderung zu. Doch war sie wieder nicht zufrieden, ihn zu hören, sondern wollte ihn auch sehen — aber indem sie die Zweige des Gebüsches zurückbog, entstand ein Geräusch, und weg war zum zweitenmale der Vogel. Das Mädchen folgte ihm eine Strecke, da aber seine melodische Stimme jetzt vom andern Ufer des Bachs ertönte, setzte sie sich mismuthig auf einen alten Baumstamm, und fing an, ein Liedchen zu trällern.

In diesem Augenblicke machten zwei junge Herrchen aus der Stadt einen Spaziergang am jenseitigen Ufer. Sie hörten Paulinens Gesang, und aufmerksam sagte einer zum andern: Welche bezaubernde Töne! Das ist die Stimme eines jungen Mädchens. — Sachte, wir wollen sie überraschen.

Wirklich suchten sie ihre Absicht auszuführen, als der eine sich an einer Dornenhecke ritz-

te, und ihm ein Ausruf des Aergers entfuhr. Pauline sah um sich, erblickte die beiden Fremden und floh ängstlich nach ihrer Wohnung.

Die Unbekannten riefen ihr zu: Warum bist du so scheu, holdes Mädchen! Unser einziger Wunsch ist, dich zu sehen: — gewiß, wir werden dir kein Leid thun.

Pauline verdoppelte ihre Schritte bei diesen Worten. Ah, sagte sie bei sich, sie sprechen zu mir, wie ich zu der Nachtigall, aber ich muß klug seyn und es machen wie der Vogel.

XX.

Die Landschaft.

Die Landschaft vor mir trägt den Charakter der Einfalt und der Ruhe. Friedlich wallt der Strom zwischen den Weiden dahin, die ihre Zweige in seinen Wellen baden. — Jener kahle Fels am jenseitigen Ufer schützt die friedliche Fischerhütte, die sich vor den Menschen zu verbergen scheint. Reben umranken die kleinen Fenster, und die Netze — der ganze Reichthum einer zufriedenen Familie — hängen an Pfälen ausgespannt. Der Wald im Hintergrunde versorgt sie mit Holz — ihr Gärtchen trägt Bohnen und Rosen: was bedürfen Genügsamkeit und einfache Sitte mehr? — Da

kommt die junge Mutter aus der Hütte, einen Säugling an der Brust, und einen muntern Knaben zur Seite; — sie will des freundlichen Abends genieſſen, der die Weinblätter um ihr Fenster so schön vergoldet! Sie setzt sich auf einen Baumstamm, den der Efeu — noch treu in seinem Falle — umschlingt, und ihre Blicke, die den Strom entlang schweifen, verrathen Sehnsucht. Der Säugling spielt sorglos unter den Lilien des keuschen Busens, indeß der ältere eine glänzende Libelle verfolgt. — Jetzt kommt ein Kahn dem Fluß herab — das Jubelgeschrei des Knaben verkündigt, daß es der Vater sey, — er springt ihm entgegen, nimmt einen zappelnden Fisch aus dem Nachen, und eilt damit zu seinem Brüderchen, das lächelnd die Händchen darnach ausstreckt. Der Vater befestigt das Schiff und hält fröhlich die reiche Beute dem lächelnden Weibe entgegen.

Die Glücklichen, beim ungekauften Mahle, das Hunger upd Liebe würzen, bei Gesprächen

von heute und gestern wird ihnen der Abend hingehen, und wenn die Schatten der Nacht herabsinken, und nur die Wellen des Stroms murmeln, und die Nachtigall im Busche flötet, werden sie in den Armen der Liebe entschlummern.

XXI.

Der Schmetterling.

Der Himmel war heiter. Schon hatte die Sonne den leichten Morgenschleier abgeworfen, und verkündigte den schönsten Maitag. Gelockt durch den Schmelz der Wiesen und die Gesänge der Vögel hüpfte der kleine Hippolit auf das Feld, und kam an das Ufer eines einsamen Bachs. Er erblickte dort einen Schmetterling, der sich auf einer Gugucksblume wiegte.

Welch ein schöner Schmetterling, rief er aus! — Es scheint ihm Vergnügen zu machen, seine azurnen Flügel auszubreiten! Das Blau des Himmels ist nicht glänzender. Wie er sich

schaukelt und wiegt! Wie bunt und symetrisch zugleich! Auf einem aschgrauen Grunde sind schwarze Punkte gesäet, und diese mit atlaßartigen weissen Ringen eingefaßt. Wo seine Flügel anfangen, ist er mit einem zarten grünen Staube bedeckt, der wie Silber glänzt. Ach, er fliegt davon! Er ist so leicht, daß der Stengel der Blume nicht einmal bewegt wird. Hätt' ich ihn doch leise erhascht, als er so stille und ohne Mißtrauen da saß! — Jetzt flattert er weit, weit weg — nein, er kommt wieder — setzt sich in den goldenen Kelch einer Dolde. Lieber Schmetterling, verlaß diese Blume nicht! Ich will dich sachte, sachte bei den Flügeln fassen, um deine Schönheit besser zu bewundern. — Schöner Schmetterling, was seh' ich um deine ausgebreiteten Schwingen? Eine Kante von weißer Seide erhebt das glänzende Blau. Möcht' ich dich doch erhaschen! — O weh, da entschlüpft er mir schon wieder, und scheint sich meiner Ohnmacht zu freuen. — Um meinen unsichern Blick zu täuschen, setzt er sich dort

auf die Blumen einer Feldkresse, deren Farben sich in die seinigen verlieren. Kleiner Flatterer! Aber ich werde auch List brauchen; ich will meinen Hut auf die Pflanze werfen, welche du dir zum Zufluchtsorte gewählt hast, und im Nu wirst du mein Gefangener seyn. — Ach, ich habe nur eine Blume getroffen — nun flattert er um mich her, als wollte er meiner spotten. Aber warte du, es soll dich gereuen. Wenn ich auch nicht fliegen kann, so kann ich doch springen. Ich wollte bis itzt den Schmuck deiner Flügel schonen, aber du verdienst es nicht. Bevor du dich wieder auf eine Blume setzest, sollst du mir nun auf dem Rasen zappeln. — Er scheint mein Vorhaben zu merken, und flieht an das Ende der Wiese. Was thuts! ich werde ihn verfolgen, wohin er sich immer wendet, und ihn zuletzt doch wohl ermüden. Ha! schon ist er unentschlossen und unruhig — sein Flug ist unsicher — mit Mühe scheint er sich noch zu halten. Doch erhebt er sich wieder, und hängt sich an den Zweig einer

Pappel. Ein Wurf mit dem Hute soll dich von da vertreiben. Herrlich! — Er kehrt wieder auf die Wiese zurück, und nun soll er mir nicht mehr entgehen. Verwegener Schmetterling! ich will dich wohl kirre machen. — Wie er wankt — das Schrecken hat ihn betäubt. O Himmel, jetzt setzt er sich auf mich — jetzt kann ich — Doch nein! Schmetterling, schöner Schmetterling! Mit Angst und Vertrauen scheinst du meine Grosmuth anzuflehen. Geh, und flattre friedlich von Blume zu Blume, ich bin dein Feind nicht mehr.

XXII.

Die Wiege.

Seit einigen Monathen hatte Allwill die liebenswürdige Mathilde als Gattin heimgeführt. Die Rosen der Liebe blüthen dem glücklichen Paare noch im Myrtenkranze Hymens, und bei ihnen gab es keine Flitterwochen, denn es waren mehr als Flittern, was den Bund ihrer Herzen geknüpft hatte. Genügsam flehten sie wenig vom Schicksal, denn sie wußten, daß sich der Mensch das Schöne und Gute nur selbst zu geben vermöge, und daß man vom Leben nicht immer frohe Stunden, wie vom Jahre immer Blumen, verlangen müsse.

Eines Abends beim Nachhausekommen fand Allwill seine Gattin nicht im Wohnzimmer

und suchte sie auch vergeblich im Garten. Endlich führte ihn der Zufall in eine abgelegene Kammer, wo sie, wie in einen holden Traum verloren, vor einem Wiegenkorbe stand.

Was machst du hier, sagte er, indem er seinen Arm um ihren Leib schlang.

Hast du mich doch erschreckt, lispelte sie, hocherröthend, und bot ihre glühende Wange seinem Kusse dar.

Erschrecken wollt ich dich nicht. Aber du warst so ganz in ernstes Nachsinnen verloren. Diese Wiege —

Ja mein Lieber, erwiederte sie, und barg schamhaft ihr Gesicht an seiner Brust; — ich hoffe Mutter zu werden, und sah den Erstling unsrer Liebe schon im süßen Schlummer der Unschuld vor mir.

Sie umarmten sich inniger, und ein neues festes Band schlang sich um ihre einverstandenen Herzen.

XXIII.

Die Wiesen.

Seyd mir gegrüßt, ihr blumichten Wiesen, seyd mir gegrüßt mit eurem Farbenschmuck und mit euren Wohlgerüchen, und mit all den freundlichen Erinnerungen meiner Kinderjahre. Wie schön ist euer Anblick, wenn ein frischer Abendwind schmeichelnd über euch hinweht, und die Sonne beim Scheiden noch aus dem purpurnen Schleier euch zulächelt, wie eine gute Mutter ihre Kinder beim Schlafengehen umarmt und ihnen ein freundliches: Gute Nacht! zuruft.

Wie oft, ihr Wiesen, saht ihr mich als Knaben unter euern Blumen hüpfen, während

die Augen meiner Mutter mit besorgter Liebe an mir hingen. Wie freute sie sich, wenn ich wie ein junges Lamm umher sprang, über die Krümmungen des Baches setzte, oder mich mit einem jungen Ziegenböckchen balgte! Bisweilen entschwand ich ihren Blicken, pflückte eine Handvoll Blumen, band sie mit Riedgras zusammen in einen Straus, und brachte ihr denselben in vollem Laufe. Bisweilen vertraute ich die kleine Gabe kindlicher Liebe dem Wiesenbach. Der Straus, glänzend von Frische, schwamm auf der eilenden Welle hin, und ich lief nebenher am Ufer mit lautem Jubel, und rief meiner Mutter zu, die im Schatten einer alten Weide saß, die Blumen aufzufangen, und ihre Brust damit zu schmücken. Bisweilen macht' ich ihr auch eine kleine Ueberraschung. Umsonst suchte sie mich ringsumher — ihre schweifenden Blicke konnten nirgends ihren Sohn entdecken. Sie rief, wurde ängstlich und rief wieder. Plötzlich erschien ich lachend oben im hohlen Stamm der Weide, ließ mich

an einem Zweige herab in ihre Arme, und bezahlte ihr mit hundert Küssen ihre zärtliche Sorge.

Freundliche Wiesen, welche rührende Erinnerungen weckt ihr in meinem Herzen. Jährlich kehrt der Frühling mit seinen Geschenken zu euch zurück, aber ach! er schmückt auch die Gräber derer, die mich liebten!

XXIV.

Die mütterliche Liebe.

Laura lustwandelte mit ihrem kleinen Sohne an dem Ufer des Flusses, wo er friedlich durch üppige Wiesen hinströmt. Sie setzten sich unter einigen Pappeln nieder, und Laura sagte mit sanfter Stimme:

Liebes Kind! Ehe ich das Glück hatte, Mutter zu seyn, kam ich oft hierher, aber mich freute keine Schönheit der Natur, denn ich war allein.

Umsonst entfaltete die Landschaft vor mir ihre mannichfachen Reitze — das Lied der Freude wiegte mich in Schwermuth. Ich be-

neidete ein Glück, das ich auf jedem Schritte antraf, und welches meinem Herzen fehlte.

Wenn ich einen Rosenstock sah, der an demselben Zweige neben der entblühten Rose zarte aufbrechende Knospen trug, so rief ich: wie glücklich ist diese Staude! Sie scheint sich der Kinder zu freuen, denen sie das Leben gab, und kann stolz seyn, wenn der Wanderer mit Wohlgefallen bei ihnen verweilt, ihre Schönheit bewundert, und ihren Wohlgeruch einathmet.

Traf ich auf diesen Wiesen ein Schaaf mit seinen Lämmern, so rief ich: wie glücklich ist dieses Schaaf! Seine Lämmer hüpfen auf dem weichen Grase und trinken mit Wohllust an den Brüsten ihrer Mutter. Der blühende Klee verwandelt sich in köstliche Milch, und die Natur lehrt das zarte Lamm, so wie es zur Welt kommt, schon die süße Nahrung finden.

Erblickte ich in jenem Gehölze einen Vogel, der Moos und Halmen zu seinem Neste trug, so rief ich: wie glücklich ist dieser Vogel! Ihn lehrt seine vorsehende Zärtlichkeit einen Schutzort für seine kleine Familie bereiten; er sieht seine Jungen aus dem Ey hervorkommen, bringt ihnen am Tage Nahrung und wärmt sie des Nachts mit seinen Fittigen.

Wenn ich eine junge Mutter sah, die einen holden Säugling im Arm trug, und ihm die Brust reichte, rief ich aus: wie glücklich ist diese gute Mutter! Sie hat ein neues Daseyn in ihrem Kinde, ein neues Unterpfand der Zärtlichkeit ihres Gatten. Ihre Sorgen sind süß, und ihre Liebe trägt den heiligen Schleier der Unschuld. Sie versteht sein Lächeln, seine Thränen, und das erste Wort, welches er stammelt, ist der Nahme Mutter!

Jetzt genieße auch ich dieses Glückes; ich schmecke diese Freuden, von denen die ganze

Natur mir ein Bild darbeut. Ich darf euch nicht mehr beneiden, ihr süß duftenden Rosen, ihr glücklichen Schaafe, ihr Sänger des Gehölzes, deren Glück mir Schwermuth gab. Liebes, theures Kind, in dem sich meine Wünsche und Hoffnungen vereinigen, du wirst mit mir diese grünenden Fluren, diese schattigten Laubgänge durchwandeln, du wirst mit mir die frische Morgenluft athmen, mit mir die Abendsonne begrüssen.

O mein Sohn, wie viel schöner ist mir jetzt, an deiner Seite, die Landschaft, wie viel vernehmlicher redet die Natur zu mir! Wie liebe ich das Morgenroth, weil es seine Rosen auf dein Bett streut, wie diese Blumen, weil dich ihr Schmelz entzückt, — möge meine Liebe der Schutzgeist seyn, der dich durchs Leben leitet!

XXV.

Das Körbchen.

In einem lustigen Gehölze, wo Tauben girrten, Vögel sangen, und Eichhörnchen sich schaukelten, war ein Knabe, schön wie Liebe, beschäftigt, ein Weidenkörbchen zu flechten. Während er mit vorsichtiger Hand die Weiden bog und in einander fügte, sagte er freundlich lächelnd:

Laßt euch, ihr jungen Zweige, laßt euch sanft biegen unter meinen Fingern, und ihr, schützende Stauden, verbergt mich mit eurem dichten Laube vor den Blicken der Späher, damit ich ungestört mein Körbchen vollende, noch ehe die Sonne sich hinter die Berge senkt.

Sobald morgen der junge Tag heraufkommt, und die Blumen im Thau funkeln, werde ich dann auf dem Hügel seyn, wo die Ranken des Weinstocks, wie eine Blumenkette, zwischen den Feigenbäumen schweben und die Erstlinge des Herbstes zur Schau tragen. Sorgsam und mit behutsamer Hand will ich die goldenen Trauben auslesen und die blauen Feigen, und sie in mein Körbchen auf Weinbeerblätter legen, die noch feucht vom Thau sind. Dann winde ich eine Ranke des Weinstocks um den Rand des Körbchens, hänge es an meinen Arm, und eile nach Hause. — Wie werden sich da der Vater und die Mutter freuen, wenn sie erwachen! Wie werden sie mir mit freundlichen Blicken und Worten diese kleine Liebe vergelten! —

Junge Zweige, biegt euch sanft unter meinen Fingern, und ihr, schützende Stauden, verbergt mich mit eurem dichten Laube vor den Blicken der Späher, damit ich ungestört

mein Körbchen vollende, noch ehe die Sonne hinter die Berge sinkt!

XXVI.

Der Wanderer.

An einem heißen Erndtetage saß ich unter einem wilden Birnbaum, stumm und schmachtend, wie die Vögel über mir in den Zweigen. Die weite Ebene war menschenleer — kein Laut unterbrach die öde Stille. Da sah ich einen Wanderer an seinem Stabe langsam den Berg herab kommen — er achtete nicht des brennenden Mittags auf schattenlosem Pfade, nicht des aufsteigenden Staubes, sondern ging gleichförmig seinen Weg fort. Da fiel mir das Lied der Wilden ein, das sie am Meschasebe singen:

„Glücklich, wer nicht den Rauch der Feste des Fremden sah, und nur saß bei den Gastmählern seiner Väter.“

Armer Mann, warum verließest du deine Hütte, die im Schatten grüner Bäume steht? Dein Weib, die dir das kleine Mahl mit freundlichem Lächeln würzt? Deine Kinder, die dir für deine Sorge Liebe geben? Was suchst du bei den Fremden?

Die Taube trauert, wenn sie von dem Haine entfernt ist, wo ihr Nest steht. Der verschmachtende Feigenbaum in meinem Garten sehnt sich nach dem freundlichen Himmel seiner Heimath. Wir leben nur da, wo wir gebohren wurden, wo die Erinnerungen unserer Kinderjahre uns umschweben!

Glücklich, wer die Wohnung seiner Väter nie verließ! Er sitzt an dem Tische, wo sie saßen; wo seine Wiege stand, steht die Wiege

seiner Kinder. Sein Grab ist neben ihrem Grabe, und beim Erwachen findet er sich in ihren Armen.

Säume dich nicht, Wanderer, was auch dein Geschäft sey. Dein Weib blickt jeden Morgen und jeden Abend ängstlich nach dem Wege, auf dem du ihrem Auge verschwandest — deine Kinder fragen in jedem Augenblicke nach ihrem Vater.

Das Gefühl der Fremde ist ein trauriges Gefühl. Aber deine Mühe wird dir vergolten seyn, wenn du nur wieder den Kirchthurm deines Döfchens, den steigenden Rauch deiner Hütte erblickest, wenn du wieder an deinem Heerde sitzest und die Beschwerden deiner Wanderung zu frohen Abendgesprächen werden.

XXVII.

Das Hänflingsnest.

An einem heitern Maiabend ging Elmire mit ihren beiden Kindern unter die Bäume vor ihrer ländlichen Wohnung. Ihren Jüngsten trug sie auf den Armen, der Aeltere hüpfte vor ihr her, und freute sich im voraus der Blumen und Schmetterlinge, der Maikäfer und Vögel, mit denen er sich im Grünen unterhalten wollte. Elmire setzte sich auf eine Lattenbank unter einem dichtbelaubten Wallnußbaume, und schaukelte ihren kleinen Emil, der ungeduldig nach der süssen Nahrung suchte, welche die Natur so liebevoll als weise den Kindern angewiesen hat. Während er bald trank, bald zu den Liebkosungen sei-

ner Mutter lächelte, oder nach den zwitschernden Vögeln aufsah, die im grünen Laubdache über ihm ungestört wohnten, und der Blick Elmirens nur an ihm hing, hatte sich sein älterer Bruder Erwin in ein benachbartes Holz geschlichen, und kam bald darauf mit einem Hänflingsneste zurück, worin drei noch unbefiederte Jungen saßen und um Nahrung riefen.

Freudig hielt Erwin seinem Brüderchen den angenehmen Raub entgegen, und dieser streckte lächelnd die Händchen nach den kleinen Sängern aus; aber Elmire entzog sie seinen gefährlichen Liebkosungen, und sagte zu Erwin:

Wie, mein Lieber! wenn ich nun zu Hause käme, und fände dich nicht mehr und niemand wüßte mir zu sagen, wo du geblieben wärest, — meinst du wohl, daß ich ängstlich umher gehen, und dich unter Klagen und Thränen suchen würde?

Erwin sah seine Mutter betroffen an.

Sieh, fuhr sie fort, diese armen Thierchen haben auch eine Mutter, die ihnen Speise zuträgt, und sie am kühlen Abend sorgsam mit ihren Fittigen deckt. Diese Mutter war vielleicht eben ausgeflogen, um ein Würmchen oder eine Fliege für sie zu fangen; nun kommt sie zurück, und findet das Nest leer. Sie wird ängstlich, ruft ihre Kinder mit wehklagendem Tone, sucht sie vergeblich da und dort, und verläßt endlich, mit tiefem Schmerz, die Stelle, den Wohnsitz ihrer Liebe und ihrer Freuden, und seufzt in einer entlegenen Einöde über ihren Verlust.

Ich will das Nest wieder in die Hecke tragen, sagte der Kleine bewegt.

Thue das, mein Kind, und sey nie hart gegen das kleinste empfindende Wesen. Man fängt damit an, Thiere zu plagen, und endigt damit, Menschen zu quälen.

XXVIII.

Die schönste Blume.

Einige junge Mädchen, in dem Alter von zehn bis zwölf Jahren, trafen auf einem Spaziergange zusammen, und nach der ersten Begrüßung hatte keins etwas angelegentlichers, als den Anzug des andern — zu loben. Von den Schuhen und Bändern kam es zu den Blumensträußen; aber hier waren sie nicht eines Sinnes, denn eine jede wollte die schönste Blume haben. Die braunlockigte Dora pries ihre Rose als die Königin der Blumen; die schwarzaugige Cecilie ihren Pomeranzenzweig und das schwatzhafte Malchen seine Nelke. Nur die schöne Rosalie stand demüthig zur Seite, und glaubte, ihren Strauß von blauen Korn-

blumen nicht zur Vergleichung bringen zu dürfen. Hätte sie aber auch einen Diamantenstraus an der Brust gehabt, sie würde doch zurückgetreten seyn, denn sie war bescheiden und anspruchlos, und selbst ihr Spiegel konnte sie nicht eitel machen. Während der Zwist am lebhaftesten war, kam der junge Theodor, ein munterer Knabe von zehn Jahren, daher gegangen. Die drei Mädchen erblickten ihn nicht sobald, als sie ihn einhellig zum Schiedsrichter aufriefen. Theodor kam in einige Verlegenheit, als sie aber nicht abliessen, in ihn zu dringen, sagte er mit einigem Erröthen: Diese volle Rose mit den beiden Knospen zur Seite ist allerdings schön, eben so dieser Pomeranzenzweig, der neben der Blüte schon junge Frucht trägt; ein Kenner würde diese Nelke bewundern —

Ach, er will sich aus der Schlinge ziehen, riefen alle drei zugleich; damit kommst du nicht weg, Theodor!

Aber ich, fuhr der Knabe fort, ich ziehe diese unscheinbaren Kinder des Feldes vor, die an Rosaliens Brust sich schmiegen.

Die Mädchen glaubten, er wolle sie zum Besten haben, und erhoben einen großen Lärm. Theodor näherte sich Rosalien.

Wolltest du meiner spotten? fragte sie gutmüthig und ohne alle Empfindlichkeit.

Nein, Rosalie, es war mein Ernst. Ich liebe diese Kornblumen allen andern vor, denn — setzte er leiser hinzu — sie haben die Farbe deiner Augen.

XXIX.

Die Quelle.

Die Sonne war im Scheiden — ihre letzten Strahlen vergoldeten das dunkle Grün der alten Eichen und die Spitzen des Grases. Amalie war mit ihrem Kleinen hinaus ins Freie gekommen, dieses Schauspiel zu sehen, welches nie für sie veraltete. Sie saß am Fuße eines bemoosten Felsens, während ihr junger Sohn am Ufer eines stillen Teiches lag, der in seinem Schooße das Wasser einer benachbarten Quelle aufnahm. Der kleine Guido betrachtete im Spiegel des Teichs den blauen Himmel mit den weissen Wölkchen, die wie Lämmerheerden daran hinzogen, und

das schwanke Blätterwerk der Bäume, und das blühende Gesträuch, worauf sich hier und da ein Vogel wiegte.

Mein Sohn, sagte Amalie, indem ihre Blicke voll Liebe auf ihm ruhten, mein Sohn, dein Herz voll Unschuld ist mir wie dieser Abend, und ruhig wie das Wasser dieses Teichs. Möchten alle Jahreszeiten deines Lebens sich gleichen! Möchte dein Sommer so heiter seyn, wie dein Frühling!

Als ich dich noch unter meinem Herzen trug, da schon versüßte das Vorgefühl der Mutterfreude mir jede Beschwerde. Jede Besorgniß verlor sich in den Bildern einer nahen, schönen Zukunft; ich wußte, daß ein Lächeln von dir mich eine schlaflose Nacht vergessen machen würde. Wüßt' ich doch auch, was dir bevorsteht! Ach! das Leben hat seine Dornen und seine Blumen.

Dein Herz wird nicht immer ruhig bleiben, wie der Spiegel dieses Wassers! und wenn auch der Wind seine Wellen empört, bald ist's vorüber, und schmeichelnde Lüftchen glätten wieder seine Stirne. Aber die Stürme, die das Herz treffen, lassen immer traurige Spuren zurück. —

O mein Kind, die Liebe einer treuen Mutter hat dich beim Eintritt ins Leben empfangen und ist jetzt noch dein Schutzgeist, möchte die Liebe eines edlen Weibes dich durchs Mannesalter leiten, und die Liebe guter Kinder deinen letzten Weg mit Blumen bestreuen.

XXX.

Der Blumenstraus.

In den Ritzen eines mit gelbem Moose bedeckten Felsens fand ich eines Tags einige wilde Nelken, die sich über ihren zarten Stengel ausbreiteten. Ich brach sie, und band sie mit einem wohlriechenden Rosmarinzweige zusammen und hatte so einen einfachen aber niedlichen Straus. — Wem, fragt' ich mich selbst, wem willst du diese rosenfarbenen Nelken zum Geschenke geben? Sie sind es werth, eine schöne Brust zu schmücken.

Indem ich einen abgelegenen Waldpfad einbog, begegnete mir ein schöner, freundlicher Knabe. Er stand stille, und schien meinen Straus mit Wohlgefallen zu betrachten.

Wie kommst du hierher, mein lieber Kleiner? Hast du dich in den Krümmungen dieses einsamen Gehölzes verirrt?

Nein, antwortete er mir. Ich durchlaufe schon das ganze Thal, um einige wilde Nelken und Rosmarin zu finden, aber ich sah nichts als Heideblumen und Lavendel. Du wareſt glücklicher als ich.

Liebenswürdiges Kind! darf ich nicht wiſſen, wem du deinen Straus zugedacht haſt? Iſt morgen vielleicht der Geburtstag deiner guten Mutter oder Schweſter? In den Gärten giebt es ſchönere Nelken, als hier in der Wildniß.

Ich weiß es wohl, aber dieſe gefallen Euphroſynen beſſer. Du kennſt ſie ohne Zweifel? Sie iſt die Geſpielin meiner Schweſter Emma, und ich bin ihr gut, ſo gut, als ob ſie auch meine Schweſter wäre. Sie ſagte

diesen Morgen zu mir: Edmund, geh in den Wald und suche mir einen Strauß von Rosmarin und wilden Nelken. — Ach, ich habe mich müde gelaufen, und nichts gefunden.

Liebes Kind, ich lese in deiner Seele — ich könnte dir aushelfen, nicht wahr? Nun was soll ich haben, wenn ich dir meinen Blumenstraus abtrete?

Ach, ich kann dir nichts geben. Wenn ich auch etwas hätte, so dürft ich's nicht ohne Wissen meiner lieben Eltern. — Wenn ich etwas von Mama verlange —

Nun?

Dann sagt Mama lachend: was bekomme ich dafür? und im Augenblicke springe ich auf ihren Schoos, und gebe ihr einen Kuß.

Ich bin mit dem Preise zufrieden, den deine Mama gemacht hat.

Bei diesen Worten streckte der Kleine die Händchen nach mir empor — ich hob ihn auf und erhielt von ihm einen recht herzlichen Kuß. Freudig nahm er nun den Straus von Nelken und Rosmarin, und flog damit dem väterlichen Hause zu.

XXXI.

An ein junges Mädchen.

Junges Mädchen, dein Rosmarinstraus erhebt deine Schönheit; er schmückt dich mehr als die prachtvollsten Blumen. Ich sah dich, wie du mit freundlichem Wohlwollen zu jenem Brunnen kamst, an welchem ein kleines Mädchen nicht hinaufreichen konnte. Ich saß dort unten auf der Wiese, unter dem Kranze von Pappeln, und meine Augen folgten dir. Liebreich nahmst du dem Mädchen seinen Krug ab, und füllteſt ihn mit dem Waſſer des Brunnens. Ohne dich hätten die Schnitter des Feldes noch länger dürſten müſſen. Du kehrteſt zurück, als ob du nicht einmal Dank verdient zu haben glaubteſt, aber das Mädchen

lief dir nach, und bot dir seinen Rosmarinstrauß an. Ein sanfter Kuß war seine Vergeltung, und du schmücktest deinen jungen Busen mit dem wohlriechenden Geschenke.

Wahrlich, dieser Rosmarinstengel ziert dich mehr, als ein Kreuz von Diamanten. — Aber warum fliehst du bescheiden und erröthend, da du mich erblickest? Macht es dich verlegen, einen Zeugen deiner guten Handlung gehabt zu haben?

Du wirst sie bald vergessen, aber so oft ich an diese Quelle komme, wird mir die Erinnerung daran eine süße Empfindung gewähren.

XXXII.

Der Traum des Glückes.

Laß mich zu dir zurückkehren, o Natur! Umsonst suchte ich dich in den geschornen Laubgängen, in den kostbaren Lustgärten, welche falscher Geschmack im Einverständnisse mit der Eitelkeit erfunden hat. Umsonst wollt' ich mich an den künstlichen Cascaden, die ihr langgespartes Wasser von Zeit zu Zeit über kleinlich nachgemachte Felsen ergießen, in jene Träume wiegen, die mich im wilden Forst mit seinen hundertjährigen Eichen, beim Rauschen des Waldstroms, so oft umschwebten. Hier herrscht die Stille der Langeweile, und der Ernst des Ueberdrusses. Der Zwang, den die Natur hier überall erlitten hat, macht

auch das Herz scheu und ängstlich. Diese symmetrischen Wände hemmen den Gang der freien Seele.

Glück der Ruhe, ohne Schimmer! Dein Aufenthalt ist an den dunkelbeschatteten Bächen, deren sanftes Gemurmel das ländliche Gehölz belebt; du liebst die moosbedeckten Ufer, wo das Pflanzenreich seinen üppigen Reichthum entfaltet, und in den Gebüschen die Vögel ungestört singen und lieben.

Wohl mir, daß ich endlich wieder diese einsamen Wiesen durchirre, diese ländlichen Pfade, welche die Kunst nie entweihte. Hier bin ich wieder unter den Freuden meiner Kindheit, alles ist mir verwandt durch Erinnerung. — Dort der Hollunder, wo sich oft eine heimathlose Familie lagert, und ihr ärmliches Geräthe um sich ausbreitet; hier der graue Stein von der alten Eiche beschattet, wo vielleicht Druiden opferten und Bar-

den sangen. Dort am Hügel, unter dunkeln Rüstern, die gothische Kapelle, wo frommes Vertrauen die Zeichen der Erhörung in gemahlten Täfelchen aufhängt. — Ja, nur hier fühle ich, daß ich kein Fremdling bin auf der Erde, nur hier athme ich und lebe. —

Schon hat die Sonne einen Theil ihres Weges zurückgelegt; ein kühler Wind mäßigt ihre Hitze. Hier will ich mich lagern, nahe an der Quelle, die sich schäumend vom bebüschten Felsen stürzt, in lieblichen Krümmungen durch das Thal ergießt und das Grün und die Blumen des Ufers tränkt.

Wie reich ist hier die Natur, wie mannichfaltig sind ihre Schönheiten! wie vernehmlich spricht sie zum Herzen, und wie ist alle Kunst dagegen nur kalter, todter Buchstabe! Die Bande des Selbstbetrugs, der Eitelkeit fallen hier ab von mir — in meinem Busen ist Friede, mein Herz schwellt von tugendhaften Entschlüssen.

So frei, so wohlwollend, so für alles Gute empfänglich fühlt' ich mich in den harmlosen Tagen meiner Kindheit, da noch die väterliche Flur der Schauplatz meiner unschuldigen Spiele war. Mein Herz, rein wie der Himmel beim Morgenroth, öfnete sich nur den Eindrükken der Frölichkeit. Ich dachte mir die Welt, wie das Haus meines Vaters, die Menschen — wie die kleinen Genossen meiner Spiele. Süße, aber grausame Täuschung! Damals wußt' ich noch nicht, daß sich auch das Laster in das Gewand der Tugend hülle; ein undurchdringlicher Schleier verbarg meinen Blicken die Ränke der Ehrsucht, die Schleichwege der Intrike, die Verheerungen viehischer Lust; wenn ich an dem Bord dieser Quelle saß, und ihr nachsah, wie sie durch Blumen und blühendes Gesträuch sich hinschlängelte, dachte ich nur, daß sie in ihrem Laufe Pflanzen und Heerden tränke und den müden Wanderer erquicke. — Nie hätte mir einfallen können, daß sie sich im Ocean mit dem Blute von Menschen mischen wer-

de, welche die Herrschsucht ihren Träumen schlachtet! — —

Ich kehre mit meinen Gedanken so gerne in die Tage meiner Kindheit zurück, in die Tage meiner Unschuld und meines Glückes. Die Vergangenheit erscheint mir wie der weite Luftkreis, wenn beim Herannahen der Sonne die Schatten der Nacht mit dem ungewissen Lichte sich mischen. Mein Frühling war schön! Möchten es auch die übrigen Jahreszeiten meines Lebens seyn! Möchte ich nie den reinen schuldlosen Sinn der Kindertage verlieren, nie die ländlichen Gemählde der Natur den Afterwerken der Kunst vorziehen, die Kühle des Gehölzes dem prunkenden Säulengang, ein heiteres Gemüth dem truglichen Golde. Möchte ich die Spuren meines goldenen Zeitalters auf meinem künftigen Wege nicht ganz verlieren, und da und dort unter Menschen die Tugenden finden, an die ich so gerne glaube, und an die ich glauben

werde, wenn ich sie auch nirgends mehr bemerken sollte.

Süsse, freundliche Hoffnung! Ich hänge an dir, wie der Kranke am Traume der Genesung, wie der vom Heimweh Ergriffene an den Bildern des väterlichen Hauses. Das Leben ist eine Reise. Glücklich, wer, wie ich, schon bei den ersten Schritten von der allgemeinen Heerstraße abging, wo die Leidenschaften sich drängen, und einen einsamen Fußpfad vorzog, den wirthliche Eichen beschatten. Der Mensch, der in der Menge sich selbst verliert, bleibt hier sein eigen.

Auf diesem einsamen Pfade fand ich schon die Freundschaft, und werde vielleicht auch die Liebe finden. Nicht jenen trotzigen, launevollen Gott, der seine Fackel von einer Furie geborgt zu haben scheint, und die Plagen der Menschheit vermehrt, sondern jenen sanftern Sohn des Himmels, den die Grazien Bru-

der nennen, und der nur in ihrer Begleitung erscheint.

Ihr, die eine tugendhafte Liebe mit unauflöslichen Banden vereinigte, die einerlei Freude und Kummer bewegt, die ihr nur eines in dem andern und eines für das andere lebt — ich fühle den Umfang eures Glückes. Das Fleckchen Erde, das ihr bewohnt, ist für euch die Welt. Das frohe Gewühl eurer Kinder ersetzt euch Opern und Bälle, euer Haus umschließt eure Wünsche und Hoffnungen, wie die Lerche in ihrem Neste zwischen den Furchen des Ackers ihre Sorgen und ihre Freuden birgt.

Ja, ich würde dieses schimmerlose Glück all' den rauschenden Zerstreuungen vorziehen, welchen die thörichte Menge so begierig nachjagt. Ich war ein guter Sohn und würde ein zärtlicher Vater seyn, der Kuß eines geliebten Weibes, das Lächeln eines theuren Kindes —

buhle um die leichtfertigen Gunstbezeugungen der launigten Göttin auf der Kugel, wer da will!

Ich träume jetzt so süß! — Aber sollte die Natur eines ihrer Kinder vergessen? Freilich sind wir nicht da, Rosen zu pflanzen, und nur die Mühe ist unser gewisses Erbtheil. — Wenn ich die nicht finde, die das Bild meiner Sehnsucht ist, und die gewiß unter den Sterblichen wandelt, so übernimm du, heilige Freundschaft, die Pflege meiner verwaißten Tage. Am Fuße dieses grünen Hügels, wo der alte Ahorn melancholisch seine Zweige schüttelt, errichte sie mir ein ländliches Grab, und umpflanze es mit Epheu, dem Sinnbilde der Unsterblichkeit. Wenn denn das Mädchen, das mich, das ich glücklich gemacht hätte, sich dahin verirrt, und das einsame Todtenmahl erblickt, so gehe ein Hauch der Schwermuth durch ihre Seele.

XXXIII.

Der Werth des Unglücks.

Wollmar war lange Zeit hindurch das verzogene Kind des Glückes. Sein Pallast, bereichert mit allem, was die Kunst in begeisterten und launenhaften Augenblicken hervorbringt, glich dem Tempel der Göttin selbst. Bei ihm war der Sammelplatz jenes müssigen Haufens, der von der Thorheit anderer lebt. Nur der Sonnenschein lockt diese Insecten aus ihren Schlupfwinkeln hervor.

Wollmar hatte Kinder, aber ihm mangelte die Zeit, Vater zu seyn. Ein flüchtiges Wort, ein halbes Lächeln war alles, was er bisweilen für sie erübrigen konnte. Sie waren in den

obersten Stock des Hauses verbannt, und die reiche Mama hätte sich geschämt, sie je an seiner Tafel erscheinen zu lassen.

Aber auch seine Stunde kam. Schlag auf Schlag traf ihn das Unglück, und er sah sich in kurzer Zeit beinahe zur Dürftigkeit gebracht. Jetzt flohen die Schmeichler seine Schwelle, jetzt hatte er keine Freunde mehr. In dumpfer Verzweiflung faßte er den Entschluß, die Bürde des Lebens abzuschütteln, als sein Blick auf seine beiden Kinder fiel, die sorglos und unbefangen in einer Ecke spielten. Dies schmolz die Eisrinde seines Herzens, und zum erstenmahl entquollen Thränen der Zärtlichkeit seinen Augen. Er preßte den kleinen Aristid und die liebenswürdige Adelheid an seine Brust, und rief aus: Ja ich will leben, denn ich besitze noch etwas auf der Welt. Kommt, meine Kinder, laßt uns der Stadt entfliehen; fern von heuchlerischen Menschen und ihren dunkeln Wegen wollen wir in irgend einem

einsiedlerischen Thale unsere Tage hinbringen, und Ruhe statt des Glückes suchen.

Sie fanden diese Ruhe wirklich, und leben auf einem abgelegenen aber angenehmen Meierhofe. Ihr Häuschen steht unter hohen Wallnußbäumen; am Eingange, unter einem Dache von Weinlaub, ergießt sich ein Brunnen in ein steinernes Becken. Die Vögel nisten in diesem kühlen, friedlichen Aufenthalte, den der Stolz und die Thorheit keines Blickes würdigen. Ein kleiner Garten, eine Wiese und ein Hügel mit Kastanienbäumen bepflanzt — machen den ganzen Reichthum Wollmars aus; aber sie genügen seinen Wünschen. Er baut seinen Garten und wartet seiner Bäume; Adelheid und Aristid begießen die Pflanzen, oder spielen mit den Lämmern auf dem grünen Rasen.

Bisweilen macht er mit ihnen einen Spaziergang zum Fuße der benachbarten Gebirge,

und ruft dann aus: Ihr majestätischen Felsen, ihr Tannen mit eurem nie alternden Grün, verbergt uns auf immer! und du stäubender Waldbach, der du meiner Wiese ihr Grün und ihre Blumen giebst, du, mahlerisches Thal, wo der Frühling länger verweilt, seyd Zeugen meiner Zufriedenheit. Ich höre hier nicht mehr die zauberischen Harmonieen eines Glücks, oder Mozart, aber ich sitze ruhiger auf dem Moose, unter dem Gewölbe der Bäume, als ehemahls in der Opernloge, und das Plaudern der Quellen, die Laute der Liebe im Gesang der Nachtigall, das Flüstern der Espen, das Rauschen der Eichen, das Wogen der Aehren und des Grases, der Ton einer feinen Weidenflöte sprechen sanfter zu meiner Empfindung und lehrreicher zu meinem Geiste, als alle Kunst des Orchesters. Ich besitze keine Landschaften von Poussin mehr, die der Reiche mit mehr Prahlerei als Kunstgefühl in kostbaren Rahmen zur Schau stellt, aber auf der Oberfläche jenes unbewegten

Teichs bilden sich herrlichere Landschaften als der Pinsel eines Poussin sie zaubern konnte, mit der Bewegung und dem ewig wechselnden Farbenspiele der Natur. Die Pracht der scheidenden Sonne mahlt mir kein Claude Lorrän auf die todte, stumme Leinewand, wie ich sie vor mir sehe.

Friedliches Thal, mein Zufluchtsort aus den Stürmen der Welt! Erst jetzt kenne ich Freiheit und Freude. Theure Kinder, wachst auf in dieser freundlichen Einsamkeit, wie die Waldnelke im Schatten jener Tannen blüht. Ich hege nun keinen Wunsch mehr, als eines Tags die Kinder meines Aristid und meiner Adelheid auf eben diesen Wiesen hüpfen zu sehen, und mein Alter durch den Anblick ihrer unschuldigen Spiele zu erfreuen.

XXXIV.

Das Lerchennest.

Ein schöner Maiabend lockte die liebreitzende Meta, Hillmars junge Gattin, auf einen Spaziergang durch das Feld. Die Apfelbäume prangten im röthlichen Blütenschmucke, das erste Grün brach aus den Knospen der Eichen — Vögel sangen, Heimchen zirpten, Käfer summten, Bienen schwärmten um die jungen zartgefärbten Blumenkelche — überall war Leben und Fülle, und Liebe und Freude. Meta fühlte sich wunderbar bewegt — ein fremdes, unendliches Sehnen hob ihren Busen, und ihr war's, als müßte sie die Arme ausstrecken, und alles Leben an ihr klopfendes Herz drücken.

Woher dies fremde Gefühl, sagte sie zu sich selbst? Bin ich nicht mehr einheimisch auf der Erde, und was will dieses Herz, dessen Wünsche sonst so genügsam sind? Ich bin glücklich durch Liebe, meine Wünsche schweifen nicht über den Zaun meines Feldes, und doch ist jetzt ein Unermeßliches vor mir ausgebreitet, in dem ich mich verliere. —

Regst du dich auch unter meinem Herzen, holder Ankömmling, der das Erbe unserer Liebe jetzt schon theilen will? Weht dich auch schon Frühlingsodem an? O wenn ich dich nur erst auf meinen Armen hätte, wenn du schon mein Lächeln verständest, den Ton meiner Stimme, dann würde keine Lücke mehr seyn in dem Kreise meines Glückes.

Während dieses Gespräch kam sie zu einem Rain, wo zwischen hohem Grase liebliche Feldblumen hervorwuchsen. Sie wollte einige brechen, um ihren Strohhut damit zu schmük-

ken, aber indem sie die Hand ausstreckte, schwirrte ein Vogel aus dem Grase auf, flatterte ängstlich hin und her, und setzte sich auf eine nahe Hecke, und flog dann wieder weiter, als wollte er die Störerin seiner Ruhe von dem Plätzchen weglocken. Meta bog das Gras zurück, und fand am Boden das warme Nest einer Lerche mit Eyern. Kehre zurück, gutes Thierchen, rief sie, indem sie sich von der Stelle entfernte, kehre zurück! Wie könnt' ich deine Freuden stören? ich werde ja auch bald Mutter seyn!

XXXV.

Das Geschenk.

Hylas, ein munterer Knabe mit einem Amorskopf, saß am Eingange des Waldes, unter einer Ulme, und flocht' ein Körbchen von bunten Weiden, die er sich am nahen Wiesenbache geschnitten hatte. Nachdem er damit zu Ende war, sammelte er einige der schönsten Feld- und Waldblumen, füllte sein Körbchen, und wollte nun, vergnügt über sein Tagewerk, nach Hause zurückkehren, als ihm vier hübsche junge Mädchen — Aglaura, Elise, Fanny und Lucilie begegneten. Ha, welch ein niedliches Körbchen, rief ihm die blondlockigte Elise entgegen! Hast du es selbst geflochten?

Ich selbst, antwortete Hylas freundlich,

Laß uns tauschen, erwiederte Elise; das Körbchen gefällt mir. Du sollst den Ring dafür haben, den ich hier am Finger trage. Er ist von meinen eigenen Haaren.

Ich habe keinen Ring, fiel Aglaura ein, aber etwas, was wohl eben soviel werth ist. Sieh diese goldfarbigte Pomeranze! Die rothen Adern, die ihre Schaale schmücken, zeigen an, daß sie inwendig auch roth ist, und ihre Schwere bürgt für ihre Güte. Sie ist dein, wenn du mir dein Körbchen dafür giebst.

Und ich, sagte Fanny, ich biete dir dieses Blauband dafür an. Ein Band ist doch wohl mehr werth, als ein Ring von Haaren und eine Pomeranze. — Nun gefällt dir mein Band nicht?

Lucilie hatte noch nicht gesprochen. Schüchterner als ihre Gefährtinnen begnügte sie sich, zu sagen: Ich kann dir nichts für dein Körb-

chen bieten, Hylas, denn ich habe weder Ring, noch Pomeranze, noch Band. Bei diesen Worten überhauchte ein liebliches Roth ihre Wangen.

Ich verlange nichts für mein Körbchen, sagte Hylas, aber ich will es euch gewinnen lassen. Die, welche mich fängt, soll es zum Preise haben. Er sagte es, und hüpfte davon.

Alsbald verfolgten ihn die jungen Mädchen längs dem Bache hin und durch die Krümmungen des Waldes. Doch nicht lange, so war er ihren Blicken entschwunden. Hylas, Hylas, riefen sie jetzt, und zerstreuten sich dahin und dorthin, in der Hoffnung, ihn doch noch zu erhaschen.

Aber ohne ihnen zu antworten, nahm Hylas einen kleinen Umweg, und schlich sich hinter dem Gebüsche wieder an den Bach, wo er

sich hinter einem Nußgesträuche verbarg. Vorsichtig spähte er aus seinem Schlupfwinkel umher, und wurde angenehm überrascht, als er Lucilien ganz nahe, unter eben dem Baume sitzen sah, in dessen Schatten er das Körbchen geflochten hatte. Sie war bemüht, von den Weiden, die noch da umherlagen, ebenfalls ein Körbchen zu verfertigen. — Der Kleine streckte sein buntes Köpfchen aus dem Geblätter, und rief mit gedämpfter Stimme: Lucilie! Lucilie! warum läufst du nicht im Walde, wie die andern?

Diese Worte und Luciliens Bescheidenheit gewannen ihr das Herz des Hylas. Er ging auf sie zu, und setzte sich ihr zur Seite. Lucilie, sagte er, mein Körbchen ist dein. Aglaura, Elise und Fanny verdienen es weniger, als du.

Mit diesen Worten setzte er das Körbchen auf ihren Schoos. Ein süßes Lächeln war sein Dank. —

Ich bin zufrieden, lispelte Hylas, wenn du es so gerne nimmst, als ich es dir gebe.

XXXVI.

Die Nacht.

Die letzten Lichtstreifen in Westen erblaßten und vermischten sich mit dem dunklern Blau des Himmels; die Gestirne traten hervor in ihrem reinsten Schimmer. Der glänzende Bär hatte schon beinahe die Hälfte seines Laufes zurückgelegt; der Drache schlang seinen Sternenschweif um den Pol; der Adler und die Leyer funkelten auf der Milchstraße, während der Arctur dem geblendeten Auge in den Farben des Regenbogens erschien. Bald stieg im Orient ein neues Licht auf: der Mond kam hinter den Bergen hervor, und ein zweifelhafter Tag erhellte die einsamen, schweigenden Fluren.

Ein glückliches Ehepaar — Friedheim und seine Rosalie — genossen des kühlen Abends auf einer Wiese nicht weit von ihrer ländlichen Wohnung. In trauliche Gespräche verloren, bemerkten sie nicht die Flucht der friedlichen Stunden. In ihrer Nähe spielten Herrmann und Luise, ihre beiden Kinder, und ergötzten sich an den fallenden Sternschnuppen, oder schlichen dem leuchtenden Würmchen nach, welches, um sich im Dunkel zu leiten, seine phosphorische Lampe anzündet.

Der kleine Herrmann sagte jetzt ganz vertraulich zu seiner Schwester: Der Mond scheint hell, unsere Eltern sitzen noch auf dem Rasen; wir haben noch Zeit, an dem Bache hinauf zu gehen, bis zur Schleuse, wo das Wasser tosend herunterstürzt. Folge mir, es muß ein herrliches Schauspiel seyn im Mondlicht. — Bei diesen Worten ergriff er sie bei der Hand, und führte sie, mit einer Miene aufrichtiger Gefälligkeit, nach der Schleuse zu.

Unterwegs war Luise ziemlich still, denn die Nacht stimmt unwillkührlich zum Schweigen. Doch fing sie bald mit schüchterner Stimme an: gewiß, die Nacht ist schön! der Mond wandelt dort oben, als hätte er sich verirrt auf seinem endlosen Pfade.

Ja, erwiederte Herrmann mit anscheinender Treuherzigkeit, die Nacht ist schön und helle, aber gesteh aufrichtig, würdest du dich nicht fürchten, wenn du allein wärst? Du bist glücklich, mich an deiner Seite zu haben. — Horch! Mich dünkt, es rauscht etwas durch die Hekken? Ha, dort fällt ein Blitz vom hellgestirnten Himmel! wenn es der Vorbothe eines Gewitters wäre! je nun, laß uns immer weiter gehen; ich kenne keine Furcht. — Aber sieh die kleinen Lichter dort im Bache! — Ah, es sind nur seine kleinen, hüpfenden Wellen, welche der Mond beglänzt. — Jetzt sind wir nahe am Wasserfall. — Hörst du, wie es rauscht? — Ach, wie finster auf

einmal! Die alten Eichen entziehen uns die Strahlen des Mondes.

Bei diesen Worten bemerkte Herrmann, daß es ihm gelungen war, seine Schwester in Furcht zu versetzen.

Um das arme Mädchen aufs äusserste zu treiben, stieß er einen Schrei aus, warf ihre Hand zurück, und lief plötzlich davon, indem er Luisen noch zurief: ich eile nach Haus, sieh, wie du dich allein zurecht findest.

Das junge Mädchen war furchtsam, und die Dunkelheit der Nacht, das Rauschen der Gebüsche, die öde Einsamkeit umher — dies alles mußte ihre natürliche Aengstlichkeit noch vermehren; allein der Unwille über die Arglist ihres Bruders wirkte doch ungleich mächtiger, und unterdrückte die Empfindung der Furcht. — Herrmann befand sich keineswegs in demselben Falle; indem er Luisen erschrecken

wollte, war er selbst furchtsam geworden, und kaum hatte er einige Schritte gethan, als ihm sein Muth gänzlich verließ. Das Bewußtseyn seiner Ungerechtigkeit peinigte ihn, und er wagte es nicht, den ängstlichen Blick zu erheben. Alles vermehrte seine Bangigkeit; das Tosen des Bachs zwischen den Felsen hin, das heisere Quacken der Frösche, das klagende Schreien einer Eule und dazwischen wieder die Pausen einer grausenvollen Stille — dies alles ergriff ihn mit Entsetzen. Bestürzt und verwirrt kehrte er um, und fand seine Schwester nicht mehr. Er lauschte, und hörte nichts, als die schäumenden Wellen der Schleuse, die sich lautbrüllend in einen weiten Teich stürzten.

Zitternd, sich nun selbst verlassen zu sehen, rief er mit flehender Stimme: Luise, Luise, wo bist du! verbirg dich doch nicht vor mir! Meine Flucht war nur ein Scherz, und ich bin genug dafür gestraft. Ach, komm, komm, und verlaß mich nicht!

Luise hatte Mitleid mit dem Zustande des kleinen Schalks, und glaubte sich genug gerächt für seine Leichtfertigkeit. Sie ging auf ihn zu, und nun kehrten sie miteinander auf dem Wege zurück, der an dem Bache hinführte. Herrmann war beschämt und stumm, und seine Furchtsamkeit belustigte Luisen, die ihn nun mit seinen eigenen Worten neckte, und zu ihm sagte: — Horch! mich dünkt, es rauscht etwas durch die Hecken. Sieh, dort fährt ein Blitz herab. Du bist glücklich, mich an deiner Seite zu haben.

XXXVII.

Die Platane.

Angelika und Theone — zwei junge Mädchen von gleichem Alter — gingen Hand in Hand einen vielbetretenen Waldweg im Eichenholze. Dieser Weg führte sie zuletzt in ein Thal, wo hundert Reitze die Landschaft schmücken. Von einem schroffen Felsen rieselt eine klare Quelle, und aus seinen Ritzen hängen Farrenkraut und Büschel von grauem Moose. Emsige Bienen summen um den kleinen Wasserfall, und girrende Waldtauben fliegen dahin, ihren Durst zu stillen. Eine hochstämmige Platane erhebt am Fuße des Felsens ihr majestätisches Haupt. Die Nachtigall liebt den dichten Schatten ihrer breiten, gezackten Blätter; Einsamkeit und Liebe be-

geistern sie hier zu Liedern, deren Ton die schlafende Nymphe des Wiederhalls weckt.

Die beiden Freundinnen bewunderten die Schönheit des Thales in stillem Entzücken. Angelika unterbrach zuerst das Schweigen, und fragte ihre Gespielin: Was ist dies für ein Baum, der seine Zweige über uns ausbreitet?

Ich kenne ihn nicht, antwortete Theone, und er scheint bei uns nicht einheimisch zu seyn.

— Seine Rinde ist so glatt und eben, wie die Rinde einer jungen Weide. Er scheint uns einzuladen, unsre Namen als ein Denkmahl der Freundschaft in seinen Stamm zu graben.

— Thun wir es! und dann kommen wir mit jedem Frühlinge hierher, und feiern ein kleines Fest unserer Liebe.

Die Mädchen faßten mit einer Hand den Stamm des Baumes, und mit der andern schnitten sie ihre Namen in seine Rinde.

Im folgenden Jahre kamen die beiden Mädchen wieder auf das Land, und ihr erster Spaziergang war zu dem Baume, der das Andenken ihrer Freundschaft trug. Aber wie unangenehm war ihre Ueberraschung! verschwunden war das kleine Denkmal, und keine Spur mehr davon übrig. Lange untersuchten sie den Stamm der Platane. Wahrlich, sagte Theone, es ist derselbe Baum, denn es ist in der Nähe keiner dieser Art. Gewiß hat eine muthwillige Hand unsere Züge vertilgt.

Ohne Zweifel hat es Paul gethan, der Sohn unseres Pachters, fiel Angelika ganz aufgebracht ein. Er kommt im Frühlinge täglich heraus, um die Nester der Vögel auszuspähen, und die Freuden der unschuldigen Geschöpfe zu stören. Diese Tücke sieht ihm nur zu ähnlich.

In diesem Augenblicke kam der Pächter durch den Wald her. Er hörte, daß Angelika sich gegen seinen Sohn beschwere, ging unter die Platane hin, und fragte die Mädchen nach der Ursache ihres Verdrusses. Nachdem sie ihre Klage vorgebracht hatten, sagte er lachend:

Ihr seyd im Irrthum, liebe Mädchen! dieser Baum ist eine Platane. Sein Stamm umwickelt sich jegliches Jahr mit einer neuen Rinde, und die alte löst sich nach und nach ab, und fällt in kleinen Stücken auf die Erde. Ohne Zweifel haben eure Namen das Schicksal der Rinde getheilt. Seht nur am Fuße des Baumes nach, vielleicht daß ihr die Trümmer findet.

Angelika und Theone wurden ein wenig verlegen über ihre Unwissenheit. Sie bückten sich zum Fuße des Baumes nieder, und entdeckten bald die Spuren ihrer Schriftzüge in den Ueberresten der zerstreuten Rinde.

Ach, wie viele Herzen gleichen dem unbeständigen Stamm dieser Platane.

XXXVIII.

Amor und seine Schwester.

Bav hatte den Entschluß gefaßt, ein Dichter zu werden. Er irrte tagelang im schauerlichen Dunkel finsterer Tannenwälder, zwischen öden Felsen, und überließ sich den fantastischen Träumen einer überspannten Einbildungskraft.

Dank dir, rief er aus, unsterblichen Dank dir, Gott des Doppelhügels, der du im reinen Thau der tessalischen Quelle deine fliegenden Locken wascheſt und nie den Köcher von der Schulter legst, Föbus Apollo! Du hast mein Auge geöffnet zum Lichte der Begeisterung. Wenn der ungeweihte Haufe in dem Wasser-

falle, der hier vom Felsen schäumt, und dann friedlich das Thal bewässert, nichts sieht, als einen Wasserfall, so erblickte ich hier oben in dieser Grotte die freundliche Nymphe, die sich auf ihre nie versiegende Urne lehnt. Im melodisch-flüsternden Schilf, der jenen Teich umgiebt, erscheint mir die jammernde Syrinx, die in Pans umschlingenden Armen verwandelt wird. Ich höre einen Schrei — ein Faun hat eine Oreade erhascht.

Als Bav so in seinem poetischen Wahnsinn vertieft saß, nähert sich ihm ein schönes junges Mädchen. Plötzlich springt der Dichter auf, betrachtet sie mit unverwandtem Auge, und geräth in Bewunderung und Entzücken über die elegante Form ihrer Gestalt und den sanften Ausdruck ihres Gesichtes.

Wahrhaftig, rief er aus, die Täuschung ist vollkommen. Ich sehe eine von jenen Gottheiten, mit welchen die Dichtkunst die Fluren

bevölkert. Sprich, mein Kind, was suchst du in diesem Thale?

— Ich suche einen kleinen Knaben, antwortete die naive Sylvia; vermuthlich hat er sich in diesem Gehölze verborgen. Hast du ihn vielleicht gesehen?

Mein Kind, du suchst doch nicht etwa den Knaben, der einen Köcher auf der Schulter trägt, und einen Bogen in der Hand?

Eben diesen. Du weist mir ohne Zweifel zu sagen, wo ich ihn finden kann.

Gutes Mädchen! deine Einfalt rührt mich. Man will sich über dich lustig machen. Folge mir, wenn dir deine Ruhe lieb ist, und höre auf, den gefährlichsten aller Knaben zu verfolgen. Seine Schönheit bezaubert alle Augen, aber man darf ihm darum nicht mehr trauen.

Sein Lächeln verbirgt Schadenfreude, und in seinen Blicken droht Hinterlist.

Du hast Unrecht. Es ist der sanfteste Knabe von der Welt. Er hat noch keine Fliege beleidigt.

Ach mein Kind, ich kenne ihn besser. Er gleicht der Biene und verwundet, wo er nur kann.

Du machst mich unruhig. Sollte er vielleicht aus Unvorsichtigkeit mit seinem kleinen Bogen Jemanden verletzt haben?

Mein Kind, er verletzt jeden, der ihm begegnet. Mich, mich selbst hat er schon zweimal nicht übel getroffen.

Der kleine Bösewicht! Gewiß, er soll seine Unart büßen. Sogleich will ich nach Hause gehen, und der Mama alles hinterbringen, was du mir gesagt hast. Die Leute sollen in Zukunft Ruhe vor ihm haben.

Indem sie dies sagte, kam der kleine, schöne Ernst von einem Seitenpfade her, den Köcher auf der Schulter, und den Bogen in der Hand. — Von weitem schon erkannt' ich deine Stimme, sagte er zu seiner Schwester, und ich eilte, zu dir zu kommen. Ich verfolgte schon lange einen Schmetterling, und verschoß fast alle meine Pfeile umsonst nach ihm. Dieser Schmetterling hat mich in den Wald gelockt — ich habe nie einen schönern gesehen, gewiß, du hättest deine Freude daran gehabt, wenn ich dir ihn gebracht hätte.

Es ist itzt nicht von Schmetterlingen die Rede; du mißbrauchst —

Nicht doch, fiel Bau ein, er ist unschuldig, und ich — ich habe einen kleinen Irrthum begangen. Ich glaubte, du suchtest den Amor, und wollte dich vor dem losen Vogel warnen. Dein Bruder ist schön, wie jener, aber nicht so gefährlich. Geht, liebenswürdige Kinder,

überlaßt mich meinen Träumen in dieser Wildniß. Wandelt Hand in Hand das Thal hin; meine Blicke werden euch folgen, und in euch den Gott der Liebe sehen, der mit der jüngsten der Grazien, im Schimmer der untergehenden Sonne, die lachenden Thäler von Paphos oder Gnidus durchirrt.

Das verödete Dörfchen.

Nach Goldsmith.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mein liebes Ahborn, das so freundlich einst
Aus seinem Kranz von alten Ulmen schaute,
Wo Ueberfluß den Landmann lohnte, und
Gesundheit seine Wange röthete:
Der Lenz am ersten sich herniederließ,
Am spätesten des Sommers Blumen welkten; —
Ihr Wohnungen der Unschuld und der Ruhe,
Du meiner ersten Jahre Aufenthalt,
Als ich die Freude noch Gespielin nannte!
Wie oft durchschweifte ich die bunte Flur,
Und Friede war rings um mich, und in mir!
Bald hing ich an dem immer klaren Bach,
Bald an der Mühle Klappern, suchte bald,

Den Thurm der Kirche, welcher ohne Stolz
Die angebauten Hügel übersah,
Bald ging ich zu dem Hagdorn, der vertraut
Itzt das Geschwätz des Alters hörte, itzt
Der Liebe Flüstern. O wie freut' ich mich
Des Tages, wenn der Pflug nun feierte,
Und Spiel und Freude Jung und Alt bewegte!
Da zog das Dorf, von Sorg und Arbeit frei,
Zur hohen Linde, und dem lauten Schwarm
Ging das Gelächter und der Scherz voran.
Die Alten saßen auf der Rasenbank,
Und sahn dem Kampf der frischen Jugend zu.
Da mischte sich Gesang und Tanz und Spiel;
Geschichten gingen in dem Kreis umher,
Und immer wechselte ein neuer Scherz
Die frohe Szene. Dort bemahlten sich
Die Jungen schlau die Backen; mancher lief
Unwissend mit dem Zwickelbart herum,
Und ihn verfolgte das Gelächter weit.
Die Liebe gab verstohlne Blicke sich,
Und Mütter runzelten die Stirne drob,
Uneingedenk der eignen Jugendzeit.

Dies waren deine Freuden, liebes Dorf!
Sie mischten mit der Arbeit sich, und machten
Auch die zur Freude, und verbreiteten
Zufriedenheit um deine stillen Hütten.
Dies waren deine Freuden! Aber ach!
Verwelkt ist ihre Blüte, und dahin
Sind deine Reitze, einst beglücktes Dorf,
Du Schmuck der Ebne, alles ist entflohn.
Zerstörung brütet über deinen Lauben,
Der Frühling bringt dir keine Blumen mehr;
Ein Einziger verschlinget itzt das Land;
Halb wüste liegt die schöne Ebene.
Die Sonne glänzt nicht mehr in deinem Bach!
Mühsam arbeitet er im Schlamme sich
Durch dichtes Schilf und magre Binsen fort.
Der menschenscheue Uhu baut sein Nest
Auf deiner Linde, und der Kiebitz schreit,
Der Fremdling, aus dem Sumpf; das Echo gieht
Unwillig seinen heisern Ton zurück.
Zerfallen ach! sind deine Wohnungen,
Und ringsumher Zerstörung! Langes Gras

Hängt traurig über das Gemäuer hin.
Geflohn sind deine Kinder von dem Land,
Das ihre Heimath war, weit, weit geflohn.
Sie wandern unter einem fremden Himmel,
Und fordern Brodt von einer fremden Erde.
So flieht die Taube aus dem süßen Nest,
Das ihre Sorgen, ihre Freuden birgt,
Indeß der Geyer ihre Brut verzehrt.

O tief gefallen ist das Land, ein Raub
Des nahen Elends, wo der Reichthum wächst,
Und Menschen mindern. An den Schimmerplatz
Des Mächtigen tritt schnell ein anderer;
Doch wer ersetzt die Hände, die das Land
Zum Garten schufen? Wer verwandelt uns
Die Wüste wieder in ein Weizenfeld?

Einst war die Zeit, da blühte Englands Glück,
Da nährte noch der Acker seinen Mann,
Da gab ihm wenig Arbeit Ueberfluß,

So viel er brauchte — mehr war nicht sein
Wunsch.
Da saßen Unschuld und Gesundheit noch
An seinem Heerde, und sein Reichthum war,
Den Reichthum zu entbehren ohne Müh'.
Doch schnell und traurig wechselte die Zeit!
Des Handels feile Knechte haben sich
Des Lands bemächtigt, und den Pflug verdrängt.
Auf deiner Ebne, wo einst Dorf an Dorf
Sich traulich reihte, zeigt der Reichthum itzt
Gethürmte Massen, wo beim Ueberfluß
Der Mangel wohnt, und Ruhe aus dem Prunk
Der Säle und vom Lärm der Feste flieht.
Die heil'gen Stunden, die Genügsamkeit
Bei kleinen Freuden ohne Aufwand schafft,
Gesunde Fröhlichkeit und Friede, der
Bei wenig Wünschen mit der Unschuld wohnt,
Sie sind geflohen in ein bess'res Land!
Wer sieht noch, daß hier ihre Heimath war?

Geliebtes Dorf, in deinem milden Schoos
Verlebt' ich meiner Stunden seeligste!

Im öden Dunkel deiner Haine schwebt
Das scheusliche Gespenst der Tirannei.
Ich walle einsam, melancholisch auf
Verwachs'nen Pfaden, und indem mein Blick
Die Stäte sucht, wo einst die Hütte stand,
Der Hagdorn blühte, schwellt Erinnerung
Den Busen mir mit tiefer Wehmuth an,
Und quälet mich mit dem Vergangenen.
In meiner Pilgerfahrt durch diese Welt
Voll Sorg' und Müh', in allen meinen Leiden —
Die weise Vorsicht gab mir meinen Theil —
In allen tröstete die Hoffnung mich,
In diesen stillen Hütten auszuruhn,
Und hauszuhalten mit des Lebens Licht,
Um länger es durch Ruhe zu bewahren.
Ich wollte dann — denn eitel sind wir stets!
Den Landbewohnern meinen Weisheitskram,
Gesammelt in der Bücherwelt, entfalten;
Sie rufen Abends um den kleinen Heerd,
Und da erzählen, was ich fühlt' und sah.
Und wie der Haas, von Horn und Hund verfolgt,
Sich nach dem Lager sehnt, woraus die Jagd

Ihn drohend schreckte, so auch sehnt' ich mich,
Von Müh' und Noth gejagt, hierher zurück'
Um doch zu sterben in der Heimath Schoos.

Beglückte Stille, holde Pflegerin
Des Lebens, wenn es dem Erlöschen naht!
O seelig, wer in seiner Väter Haus
Nach einer trüben Jugend altern darf!
Wer aus dem Weltgewühl sich rettet, wo
So viele Schlingen unsrer Freiheit drohn,
Und fliehen lernt bei der Gefahr des Kampfs!
Ihn klagen nicht des Elends Thränen an,
Es fordert die verführte Unschuld nicht
Von ihm den Himmel, den er ihr geraubt,
Kein Knecht im Prunk des stolzen Lasters stößt
Den Hungrigen von seiner Thüre weg;
Sein letzter Tag ist ihm ein Untergang
Der Sonne, die am Morgen wiederkehrt.
Umschwebt von Engeln sinket er zum Grab,
Wohin Verleugnung sanft die Wege bahnt;
Und eh die Erde seinem dunkeln Blick
Vergeht, gehört er schon dem Himmel an. —

Wie lieblich war's, wenn auf den Hügel dort
Der Lärm des Dorfes in der Dämm'rung stieg!
Wenn ich da sorglos langsam wandelte,
Drang das Gemisch der Töne an mein Ohr:
Des Hirten Stimme zu der Milchmagd Lied,
Der Heerde Brüllen, die gesättigt nun
Zum Stalle von der fetten Weide kam;
Der Gänse Schnattern in dem grünen Teich,
Des Hofhunds Bellen, wenn der Mond itzt schnell
Hervor aus seinem Wolkenschleier sah;
Das Lachen, einer freien Seele Ton.
Dazwischen sang die Nachtigall ihr Lied,
Das Einsamkeit und Liebe sie gelehrt.
Nun hör' ich nicht mehr das Geräusch der Menge;
Kein froh Gemurmel wispert durch die Luft,
Und der geschäft'ge Schritt des Dorfbewohners
Eilt über den zerstörten Pfad nicht mehr,
Und nirgends reget sich ein Lebenslaut.
Nur eines Lebens Schatten irrt noch dort,
Ein einsames, verlassenes Geschöpf,

Das elend an dem trüben Bache schleicht.
Da geht das Mütterchen, und sucht
Des Baches Kresse zu dem harten Brodt,
Und bricht das Winterreis vom Dornenstrauch;
Dann schleppt sie sich zu einer Höle, legt
Das graue Haupt auf einen Stein, und weint
Bis zu dem Morgen. Sie nur blieb zurück,
Vom ganzen frohen Haufen sie allein,
Die traurige Geschichte zu erzählen.

An jenem Hügel, wo der Garten stand,
Und zwischen wildem Unkraut, im Geniste,
Noch hier und da ein Gartenblümchen wächst,
Dort, wo man durch zerrissne Sträuche noch
Die Stäte sieht, lag das bescheidne Haus
Des Pfarrers in des Nußbaums kühlem Schuz.
Er war ein Mann im ganzen Dorf geliebt,
Und reich mit seinen vierzig Pfund im Jahr.
Demüthig ging er seinen stillen Weg,
Und hatte seine Stelle nie geändert,
Und wollte nie sie ändern. Schmeichelei
War seinem Herzen fremd; er wußte nicht,

Um sich zu heben, seine Lehre nach
Der Zeit zu richten. Seine Seele strebte
Nicht nach den Gütern, die die Erde giebt.
Mehr dacht' er an den Armen, als an sich.
Sein Haus war allem heimathlosen Volke
Recht gut bekannt, und während er mit Ernst
Ihr Leben schalt, half er auch ihrer Noth.
Der alte Bettler, dem der weiße Bart
Die Brust herabhing, war sein treuer Gast.
Den Krieger mit der alten Narbe rief
Er freundlich zu sich an den warmen Heerd,
Und plauderte mit ihm die ganze Nacht,
Und weinete in seine Wunden, oder
Nahm nach der traurigen Erzählung ihm
Die Krücke aus der Hand, und zeigte, wie
Nach heißem Kampf die Schlacht gewonnen
ward.
So wärmte sich des guten Mannes Herz
Mit seinen Gästen, und ob ihrer Noth
Vergaß er ihrer Fehler, forschte nicht
Nach ihrem Guten oder Bösen, und
Sein Mitleid gab, eh' Liebe noch befahl.

So überall zu helfen war sein Stolz,
Und seine Fehler selber gingen an
Der Tugend Hand. Auf jeden Wink bereit
In seinem Hirtenamte, wachte er,
Und weint' und fühlt' und bethete für alle.
Und wie der Vogel jede Schmeichelei
Und jede süße Liebkosung versucht,
Die junge Brut vom Nest empor zu locken,
So auch versucht' er emsig jede Kunst,
Bestrafte jeden schläfrigen Verzug,
Und rief zur bessern Welt und ging voran.

Zum Sterbebette, wo im letzten Kampf
Das Leben rang, und Sorg' und Schuld und Pein
Das Herz zernagten, bracht' er Trost und Muth.
Auf sein Gebot entfloh die Angst und die
Verzweiflung aus der schwerarbeitenden,
Beklemmten Brust, und Hoffnung stieg herab,
Den Zitternden zu stützen durch Vertrau'n,
Und seine letzten Töne lallten Preis.

Die heil'ge Stäte schmückte er durch Ernst
Und Milde; siegreich traf aus seinem Mund
Der Feuerstrahl der Wahrheit, und der Thor,
Der kam zu spotten, blieb und bethete.

Wenn nun der Gotesdinst vollendet war,
So drängten mit ehrbarem Eifer sich
Die Bauern um den guten Hirten her;
Die Kinder liefen freundlich lärmend nach,
Und zupften ihn am Mantel, um doch auch
Ein Lächeln von dem guten Mann zu haben,
Und Vaterliebe lächelte auf jeden
Aus seinem Auge. Lieb war ihm ihr Glück,
Er theilte ihre Sorgen, ihnen war
Sein Herz und seine Liebe, seine Thränen,
Doch seine eignen Sorgen ruheten
Im Himmel alle. So erhebt ein Fels
Die majestät'sche Spitze, schwellet auf
Vom niedern Thal, und läßt halbwegs den
Sturm.
Umsonst bedräuen Wolken seine Brust,
Um seine Stirn ist ew'ger Sonnenschein.

Dort, wo das junge Geisblatt, zart und schwach,
Sich hülfsbedürftig um den Dornstrauch rankt,
Da hielt in seinem lärmevollen Haus
Der Schule Lehrer — einst ein großer Mann,
Und wie geboren für den Herrscherstab,
Die kleine Schule. Streng war er und ernst.
Ich kannt ihn wohl, und allen losen Jungen
War er bekannt. In seinem ersten Blick
Am Morgen lasen wir, Propheten gleich,
Das Schicksal eines ganzen langen Tags.
Mit schlauer Freude wurde jeder Spaß
Von ihm belacht, und spaßhaft war er sehr.
Doch sah er sauer — schnell verbreitete
Die Trauerkunde sich von Bank zu Bank,
Und leise, leise flüsterte der Scherz.

Er war ein guter Mann, nur etwas streng,
Und zu gelehrt. Das ganze Dorf war eins,
Daß er ein grundgelehrtes Männchen sey,
Und selbst der Neid gestand ihm dieses zu.
Er las und schrieb und rechnete sogar,

Und sagte Zeit und Witterung vorher,
Auch raunte man sich in das Ohr, er könne
Die Zukunft deuten aus der bloßen Hand.
Im Disputiren strich der Pfarrer selbst
Vor ihm die Seegel; denn, wie's oft geschah,
Schon überwunden disputirte er
Noch immer fort. Die Bauern horchten ihm
Bewundernd zu, und staunten über die
Entsetzlich langen Worte, die sie nicht
Verstanden, und die hohle Donnerstimme,
Und starrten und erstaunten immer mehr,
Wie ein so kleiner, eingedrückter Kopf
Das alles nur so mit sich tragen könne.
Doch ach! Dahin ist nun sein Ruhm, vergessen
Die Stelle selbst, wo er so oft gesiegt.

Dort, wo vordem der Meilenzeiger stand,
Den itzt die Brombeerhecke überdeckt,
Auf einer bunten Wiese lag das Haus,
Wo brauner Gerstensaft begeisterte,
Und froher Fleiß zu neuer Arbeit sich
Durch Ruhe stärkte, und durch muntern Scherz;

Wo Dorfpolitiker mit tiefem Blick
Rathschlagten über ferner Länder Wohl,
Und Neuigkeiten, älter als ihr Bier,
Die Runde machen mit dem vollen Krug.
Die Fantasie läßt willig sich herab,
Die Pracht des Saals mir wieder vorzumahlen,
Die Wand in jedem Frühling neu betüncht,
Wo Helden hingen neben Heiligen,
Die Uhr, von der mit jedem Stundenschag
Der Guguck schrie, den alten braunen Schrank,
Die Kiste, Nachts ein Bett, am Tag ein Tisch;
Das königliche Gänsespiel, den Heerd,
Das ganze Jahr mit Blumen und mit Fenchel
Gar schön behangen — nur im Winter nicht.
Auf dem Kamin zerbrochnes Porzelän,
Sehr weislich aus der Urgroßmutter Zeit
Zum edlen Schmuck der Stube aufbewahrt.

O eitle Pracht! du konntest nicht das Haus
Von seinem Falle retten! Unbekannt
Sank es dahin mit der Bewohner Ruhm,
Und kürzet nicht des Armen Sorge mehr.

Hier schlürft kein Bauer mehr aus weitem Krug
Vergessenheit der Lebensplagen ein,
Hier schallt nicht mehr des Pachters Neuigkeit,
Die Zeitung des Barbiers, des Försters Lied;
Der Schmidt entfaltet nicht mehr am Kamin
Die ruß'ge Stirne, ach, und spannt nicht mehr
Die Senne der Titanenfäuste aus,
Der Lüge zuzuhorchen; selbst der Wirth
Schaut nun nicht mehr dem Gang des Kruges nach,
Der sich im Augenblicke leert und füllt.

Der Reichthum höhne und der dumme Stolz
Das flitterlose Glück der Niedrigkeit!
Wenn die Natur zu meinem Herzen stimmt,
Was frag ich nach der Glosse schnöder Kunst?
Es öffnet sich die freie Seele gern
Den ungesuchten Freuden der Natur,
Und huldigt ihr, die auf die Wiege schon
Die ersten Rosen lächelnd uns gestreut.
O diese Freuden gaukeln leicht um uns,

Und Neid und Thorheit binden ihnen nicht
Die leichten Fittige, mit welchen sie
Wegflattern über dieses Lebens Dornen.
Doch ihr, in eurer öden, langen Pracht,
In euren Masken, keuchend unterm Tand
Des Reichthums und der Sitte strengem Zwang,
Ihr müdet euch in eitlen Wünschen ab,
Und habt ihr des Vergnügens Saum erreicht,
So schlüpft es weg aus der erschlafften Hand.

Ihr, die ihr noch ein Ohr für Wahrheit habt,
Ihr Mächtigen, seht, wie des Reichen Glück
Dem Armen seine kleinen Freuden raubt,
Und lernt begreifen, daß ein glänzend Land
Nicht darum auch ein Land des Glückes sey.
Es schwellt die Flut mit Lasten fernen Raubs,
Und Narrheit jauchzt am Ufer ihm entgegen.
Gold überall mehr als der Geizhals wünscht!
Der Reichthum beider Welten strömt uns zu;
Doch zählet einmahl nüchtern den Gewinn!
O, dieser Reichthum ist ein bloßes Wort.

Wer giebt uns Brodt, wenn alles sich zuletzt
In Gold verwandelt, was die Hand berührt?
Der Platz, der einem einz'gen Reichen fröhnt,
Ernährte Hunderte bei Redlichkeit
Und Fleiß. Er braucht zu seinen Teichen Platz,
Platz zu dem Park, zu seinen Wagen Platz,
Und Platz für Hunde, Pferd' und Dutzende
Von Müssiggängern. Eine Mittagstafel
Verschlingt die halbe Erndte jenes Lands.
Sein Haus, von Pracht und langer Weile voll,
Verdrängt des Landmanns Hütten mit den Freuden
Der freien Unschuld und Genügsamkeit.
Was uns die Erde zollt, das senden wir
Zum Tausch für fremde Ueppigkeiten aus.
Und so, zur Wohllust künstlich ausgeputzt,
Entnervt in unfruchtbarem Glanze liegt
Das Land am Rande seines tiefen Falls.

Das Mädchen in der frischen Jugendblüte
Verachtet den erborgten falschen Reitz,
Und freuet sich zu siegen durch sich selbst.

Wenn aber ihre Schönheit nun vergeht,
Denn diese zarte Blüte dauert nicht,
Wenn nun das Alter mit den Runzeln naht,
Und sich die Schaar der Jünglinge verliert,
Dann nimmt sie ihre Zuflucht zu der Kunst,
Und brüstet sich, zu seyn, was sie nicht ist.

So geht's dem Lande, welches Schwelgerei
Um seine frische Jugendkraft betriegt.
Es schämet sich der Einfalt der Natur,
Erhebet sich in künstlichen Prospecten,
In Säulengängen und in jeder Pracht;
Indessen führt der Landmann seine Kinder
Mit Thränen vom geliebten Felde weg,
Wo ihrer nur des Hungers Geissel harrt,
Und ach! das Land wird Garten itzt und Grab.

Wohin, wohin soll sich denn endlich noch
Der Arme flüchten vor des Stolzes Druck?
Treibt er sein Vieh zur ofnen Weide hin,
Die harte Stengel nur zum Futter giebt,
So sind auch gleich des Reichthums Söhne da

Und theilen sich mit Hohn ins ofne Feld,
Und nehmen auch die magre Hut ihm weg.
Geht er zur Stadt? Sie zeigt ihm Ueberfluß,
An welchem ihm kein Theil gegönnet ist;
Sie zeigt ihm gift'ge Künste im Gedeihn,
Die Schwelgerei zu mästen, Freuden, die
Der Wohllüstling aus frembem Elend preßt.
Der Hofmann prunkt in goldnen Stofen hier,
Und dort erliegt in ungesunder Arbeit
Der Handwerksmann mit bleichem Grabgesicht.
Hier schleppt der stolze Pomp den langen Schweif;
Dort steht das düstre Hochgericht, und harrt
Der Opfer, die Verfeinerung ihm bringt.
Da prangt verschwenderisch ein Marmorhaus,
Zu nächtlichen Orgyen eingeweiht;
Die bunten Haufen drängen sich hinein,
Die Größe lärmt beim bleichen Fackelglanz,
Die Wagen rasseln hin und her — o hier,
Hier hat die Freude ihren Aufenthalt.

Im Ernst? die Freude wäre hier zu Haus?
O blicke hin, wie das verscheuchte Weib
Dort schaudernd an der feuchten Erde liegt!
Ach, eh'mahls kannte sie vielleicht das Glück,
Das ländliche Zufriedenheit gewährt;
Ihr Auge hatte Thränen für den Gram
Verfolgter Unschuld — Liebe hätte ihr
Den Myrtenkranz gereicht, sie säugte itzt
Am keuschen Busen holde Sprößlinge,
Und machte Glückliche, und wär' es selbst.
Und nun ist alles hin, das Vaterland
Und die Gespielen und die Tugend — alles!
Da liegt sie an der Schwelle des Verführers,
Das schöne Antlitz eingeschrumpft, gekerbt
Von Runzeln und von Schande, schaudernd in
Dem Regen, da beweint sie, wenn ihr Auge
Noch Thränen hat, den schwarzen Unglückstag,
Da Eitelkeit sie nach der Stadt geführt,
Hinweg vom Spinnrad und vom wollnen Rock.

Ha, seufzen etwa deine Kinder auch,
Mein liebes Ahborn unter solcher Schmach?

Ha, kriechen sie vielleicht, vom Frost gejagt,
In Lumpen vor des harten Reichen Thor,
Und betteln weinend ihren Bissen Brodt?
Nein, nein, zu fernen Himmeln wandern sie,
Und eine halbe Welt trennt sie von mir,
Die Spielgenossen meiner Kinderzeit.
Furchtbare Scene! in dem heissen Sand,
Wo der Altama wilde Wogen nur
Zu ihren Klagen rauschen, schleppen sie
Sich mühsam fort. O wie verschieden war
Die Flur der Heimath von den Schreckniſſen
Des unwirthbaren, grausenvollen Ufers!
Hier gießt die Sonne Glut in Strömen aus,
Des Vogels Lied stirbt in der Finsterniß
Verwirrter Wälder, wo die Fledermäuse
In Klumpen hängen, bis die Nacht sie weckt;
Die Felder voll von gift'gem Ueberfluß,
Wo Scorpionen lauern, und den Tod
Um sich verbreiten im Verborgenen,
Wo zitternd und mit angehaltnem Odem
Der Wandrer schleicht, damit kein lauter Tritt
Der Klapperschlange ihren Raub verrathe;

Wo, lüstern nach des Menschen Blut, der Tyger
In Hölen lauscht, der Wilde, reissender
Als er, ihm seine Beute streitig macht,
Der Ocean in tausend Wirbeln die
Zerriss'nen Felder mit den Wolken mischt!
O wie verschieden von dem kühlen Bach,
Den grünen Feldern, der beblümten Flur,
Des Haines Schattengängen voll Gesang,
Wo nichts sich barg, als froher Liebe Rauh!
Wie schwer von Sorgen war der Abschiedstag,
Der sie aus ihren schönen Thälern rief!
Da standen sie, die armen Flüchtigen,
Getrennt von allen Freuden — trübe hing
Der Blick an diesen Hütten, die sie nun
Zum letztenmahle sahen, und es war,
Als trennten sie von ihrem Leben sich.
Um etwas Trost zu haben, mahlten sie
Sich überm Meere eine Gegend aus,
Dem schönen väterlichen Thale gleich;
Doch immer kehrten sie von ihrem Weg
Zurück und weinten, sahen nach dem Meer,
Und kamen wieder, noch einmahl zu weinen.

Der alte Vater war zuerst bereit,
Sich einzuschiffen nach der neuen Welt.
Er weinte, doch nur ob der Kinder Noth,
Denn stark durch seine Tugend seufzte er
Für sich nur nach den Welten überm Grab.
An seiner Seite ging die holde Tochter,
Mit Jugendreitz und Unschuld ausgeschmückt,
Und holder noch in ihrem blassen Gram.
Sie riß sich mit verstelltem Muthe los
Aus des geliebten Jugendfreundes Armen,
Um ihre Liebe, ihre Sorgen ganz
Dem Vater zuzuwenden. Lauter war
Der Mutter Jammer, klagender ihr Schmerz.
Sie segnet noch die stille Hütte, wo
All ihre Freude, wie im Grabe liegt,
Drückt ihre Kleinen, durch das Elend nur
Ihr werther, fest an das zerriss'ne Herz.
Doch männliche Ergebung leuchtet aus
Des Greises Antlitz, und Vertrauen spricht
Das Auge, welches rein zum Himmel schaut.

O Ueppigkeit, Fluch, der die Menschheit
drückt!
Die grausenvolle Wandlung ist dein Werk.
Dein Zauberbecher, süssen Giftes voll,
Verbreitet dumpfen Schlaf und Tod umher.
Durch dich bethöret prahlen Königreiche
In falscher Größe, die ein Hauch zerstört,
Mit einem Schein von Kraft, die Krankheit ist,
Und Fäulniß, Brand und nahen Tod verheißt.

Ach, losgelassen ist der Uebel Heer,
Wer bannt sie wieder in des Orkus Schoos?

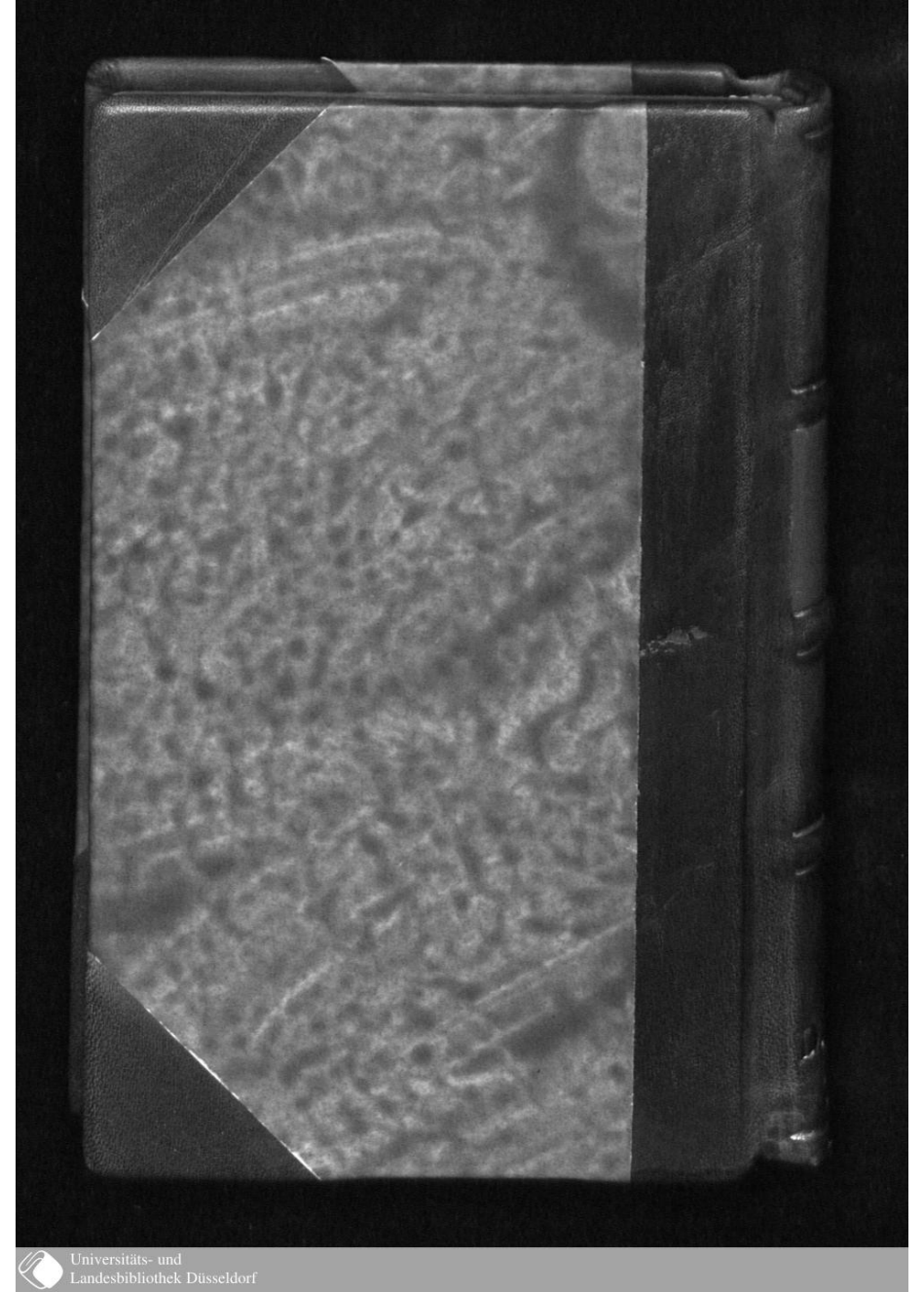
Mich dünkt, ich seh' in diesem Augenblick
Die stillen Tugenden von uns entfliehn.
Zu jenem Schiff, das seine Seegel dort
Entfaltet und im Winde flattern läßt,
Dort gehn sie hin, ein melancholischer Zug,
Dort wandeln sie hinab am Ufer, und
Bedecken weit den Strand. Da geht vergnügte
Arbeitsamkeit, gastfreie Sorgfalt mit
Der sanften häuslichen Zufriedenheit,

Und Frömmigkeit mit Wünschen, welche nicht
An dieser Erde streifen; fester Sinn,
Das Mitleid, das in fremde Wunden weint,
Und treue Liebe, die sich selbst genügt.

Du, süße Dichtkunst, holde Lieblingin
Der Musen, du auch bist in dem Gefolge.
Du fliehst zuerst, wo rohe Wohllust herrscht.
Wie könntest du in dieser Zeit der Schmach
Auch Herzen fesseln, wie zu edlerm Ruhm
Den Haufen treiben, der am Schlamme klebt?
O Himmlische, verachtet und beschimpft,
Mein Stolz und Glück in meiner Niedrigkeit,
Die nie von mir sich wandte, weil ich nie
Des Tages schnöden Götzen huldigte!
Du, süsse Freundin meiner Kinderzeit,
Begleiterin auf meiner Pilgerfahrt,
Die mich in Armuth fand, in Armuth ließ,
O lebe wohl, auf immer lebe wohl!
Wo deine Stimme künftig tönen mag,
An Torne's Klippen, in den Wüsteneien
Des Meschasebe — wo ein ewig Eis

Der Erde Schoos der Fruchtbarkeit verschließt,
Wo ihrem Gurt ein Feuermeer entstrahlt!
O laß sie immer tönen, mächtiger
Als die Gewalt der Zeit! Dich schrecke nicht
Der ew'ge Winter, nicht der Sonne Pfeil:
Sey du der Wahrheit Schutz und Priesterin,
Bis endlich die betrognen Menschen hören!
Entwöhne sie vom feilen Dienst des Golds,
Sag ihnen, Armuth könne sich gar gut
Mit Glück gesellen; Reichthum gebe Glanz,
Nicht Stärke, und das Reich nur stehe fest,
Wie ew'ge Felsen in dem Ocean,
Das sich durch inn're Lebenskraft bewegt.

Essen,
gedruckt bey G. D. Bädeker, Hofbuchdrucker.


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf